



KURT

JUNI 2018

STRAIGHT OUTTA DORTMUND

Nicht ohne meine Crew: So hip-hop ist Dortmund

Nicht ohne meinen Gott: Glaube an der Uni

Nicht ohne meine Schminke: Ben macht Travestie

Eins vorab



TEXTSARAH GRAUPNER FOTO DANIELA ARNDT

Liebe Stammleserinnen und Neuankömmlinge, falls ihr Euch über die fremden Namen wundert, die über den Geschichten der neuen Ausgabe von KURT stehen: Der neue Jahrgang mit neuen Autorinnen und Autoren ist da. Aber keine Angst: Wir werden euch weiterhin Kurioses, Wissenswertes und coole Uni-Stories liefern.

„Graffitis sind doch bloß Schmierereien“, würde meine Oma schimpfen. Dass hinter dem Sprayen so viel mehr steht, erzählt euch Autorin Rabea. Tatsächlich gehört Graffiti genau wie Musik und Tanz zum Hip-Hop. Die Dortmunder „Soulya’s Crew“ spricht über ihre Leidenschaft zum Breakdance und den engen Zusammenhalt der Szene. Checkt mit uns ab, wie hip-hop unsere Stadt ist (Seite 30).

Wenn wir schon über meine Oma reden: Ihr habt euch doch sicher mal gefragt „Was macht die Alte hier in meiner Vorlesung?“ – und damit nicht die Dozentin gemeint. Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, darf ich vorstellen: Das sind unsere Seniorstudierenden. Ulla ist 71 Jahre alt und eine von ihnen. Meine Oma löst Sudoku, Ulla schreibt Hausarbeiten. Ein Gespräch über Herausforderungen und Möglichkeiten im Uni-Alltag und dem Miteinander von Generationen (Seite 12).

Ein Miteinander ist auch Ben ganz wichtig: Alle sind in seiner Bar willkommen. Dort verzaubert der gelernte Einzelhandelskaufmann sein Publikum – nicht als Ben, sondern als Lady Sarafina. Ben ist Travestiekünstler. Wie er von einer verlorenen Wette zu seinem Alter Ego kam, lest ihr ab Seite 20.

Haben wir zu viel versprochen? Überzeugt euch selbst.

Sarah

Vom Suchen und Finden des Glaubens: Vier Studierende erzählen, wie sie Gott auf dem Campus begegnen und was Désirées Muscheltattoo damit zu tun hat.

6



16 Max schaut beinahe täglich tief ins Glas. Mit dabei: Erlenmeyerkolben, Becher- und Reagenzgläser.

20

Sich ein bisschen aufzuhübschen, kann doch nicht so schwer sein, dachte sich Ben. Weit gefehlt. Mittlerweile hat er viel Übung. Jede Nacht wird aus Ben Lady Sarafina.



Inhalt

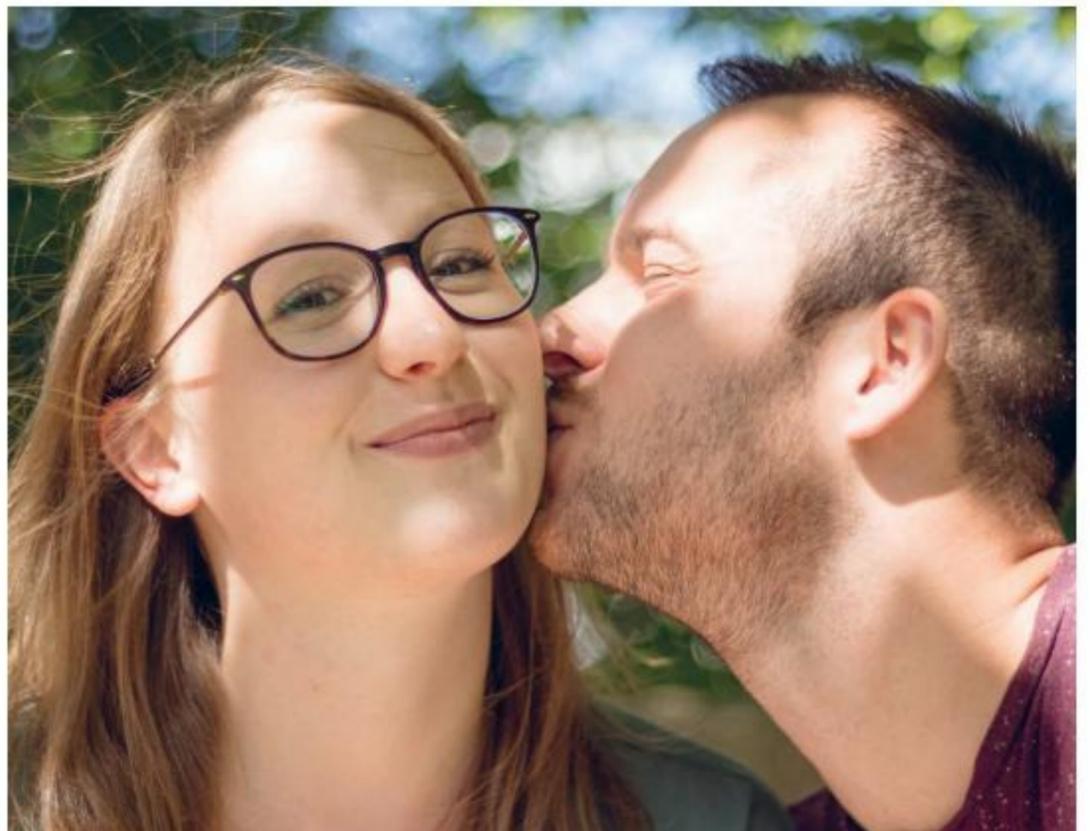
- 4 **KISS ME BABY ONE MORE TIME**
So schön küsst der Campus
- 6 **GLAUBENSBEKENNTNISSE**
Bei einer Studentin geht's sogar unter die Haut
- 11 **BAMMEL IN BOTTROP**
Batur verdient sein Geld als Horrorclown
- 12 **52 JAHRE UNTERSCHIED**
Ulla und Paula studieren zusammen
- 15 **KURTS MITTEILUNG**
Jessica fordert: Bringt Jung und Alt zusammen
- 16 **IRGENDWAS MIT ALKOHOL**
... dachte sich Max und wird nun Destillateur
- 20 **MANN MIT ZWEI GESICHTERN**
Nachts wird Ben zu Lady Sarafina
- 26 **AUF UND DAVON**
Manchmal ist Dortmund auch weit weg
- 29 **SAG MAL, PROF ...?!**
Wieso tut's am Musikantenknochen so weh?
- 30 **STREET CREDIBILITY**
Dortmund von seiner truesten und realsten Seite
- 34 **ROT SEHEN**
Wenn die Sinne anders verknüpft sind als normal
- 37 **KURT UNTERWEGS**
Kultur, Kunst und Kino in Dortmund und Umgebung
- 38 **KURTS TRIP**
Frieren bei minus 85 Grad in der Kältekammer
- 39 **IMPRESSUM**
Wer was wann wie gemacht hat und Rätsel



Küsst euch mal

Dass es am schwierigsten werden würde, ein Pärchen für einen Kuss zu finden: Das hätten unsere Fotografinnen auch nicht gedacht. Sie waren auf dem Campus unterwegs und haben Campusküsse eingefangen: Mama und Sohn, Freundinnen und Freunde, Freunde und Bierflasche – und nach Stunden dann sogar doch noch zwei Pärchen.

FOTODANIELA ARNDT & JESSICA EBERLE



GESPRÄCHE MIT GOTT

Wer Gott sucht, der wird ihn finden, heißt es in der Bibel. Ist Glaube auch an der Uni zu finden? Studierende erzählen, wie sie Religion und Uni vereinen. Ob Katholik, Protestantin, Alevitin oder Muslimin, alle finden: Glaube ist nicht nur Privatsache.

TEXT: JUDITH BLANIA FOTO: JESSICA EBERLE & JUDITH WIESRECKER



» In jedem Gottesmoment denke ich: Krass, ist das geil. «

Sebastian studiert Katholische Theologie auf Lehramt



Sonne. Leichter Wind. Vogelgezwitscher. Sebastian sitzt auf einem Hügel im Gras. Absolute Ruhe durchströmt ihn. Er schließt die Augen. Im Hintergrund hört er die leisen Stimmen anderer Studierender. So beschreibt er einen Gottesmoment. „Aktiv kann ich diese Momente nicht herbeiführen. Aber in Augenblicken wie diesem denke ich nur: Krass, ist das geil“, sagt Sebastian Dötsch. Der 21-Jährige studiert Katholische Theologie auf Lehramt und ist Mitglied in der

katholischen Hochschulgemeinde. Regelmäßig besucht er die Gottesdienste, sonntags um 19 Uhr und mittwochs um 18.30 Uhr. „Die Uhrzeiten sind schon sehr studentisch“, sagt er und lacht.

In Deutschland sind laut der Shell-Jugendstudie rund zwei Drittel der Jugendlichen bis 25 Jahre Mitglied in einer Religionsgemeinschaft. Das könne man so auch auf die Universitäten übertragen, meint Professor Martin Radermacher, Religionswissenschaft-

ler an der Ruhr-Universität Bochum. Allerdings: „Der Unterschied zwischen gläubig und einer Religion zugehörig ist dabei sehr relevant. Religionszugehörig heißt nicht, dass man den Glauben auch auslebt.“ Studien zeigen, dass Religion in Deutschland tatsächlich nur für rund 33 Prozent der jungen Menschen wichtig ist.

So wie Sebastian halten es längst nicht alle jungen Katholikinnen und Katholiken. Nur für rund die Hälfte von ihnen

» Während ich bete, will ich nicht beobachtet werden. «

Muslimin Kader betet drei Mal während eines Unitages



gehören regelmäßige Gebete zum Alltag. Ganz anders bei jungen Musliminnen und Muslimen in Deutschland. 76 Prozent der jungen Gläubigen beten regelmäßig. Fünf Gebete sollten sie am Tag sprechen. Das Morgen- und Abendgebet wird meist zuhause abgehalten.

Also bleiben drei, für die muslimische Studierende während des Unialltags Zeit finden müssen. Informationen darüber, wie viele Musliminnen und Muslime an der TU Dortmund studieren, gibt

es nicht. Die Religionszugehörigkeit wird von der Uni nicht erfasst.

RUHIGE ORTE ZUM BETEN SIND RAR

Der kleine „Raum der Stille“ im Physikgebäude der TU wurde 2016 geschlossen. Stellwände hatten den Raum in zwei Bereiche geteilt: eine Initiative der muslimischen Studierenden. Männer und Frauen sollten getrennt beten. Dies verstieß gegen die Neutralitäts-

ordnung des Raumes, der ehemals für Studierende jeder Religion und Glaubensrichtung eingerichtet worden war. Studentinnen beschwerten sich, von muslimischen Studenten aufgefordert worden zu sein, nur den kleineren Teil des Raumes zu nutzen.

Auch Kader Sarica hat den Raum der Stille genutzt. Die Muslimin studiert Wirtschaftswissenschaften an der TU Dortmund. Sie kann verstehen, dass Außenstehende die Trennung zwischen

*» Ich halte nichts davon, dass auf dem Campus gebetet wird.
Dafür gibt es Gemeinden und Gebetshäuser. «*

Dilara hat den Bund der Alevitischen Studierenden in Dortmund mitgegründet

den Geschlechtern seltsam finden. „Für uns ist das ganz normal“, erklärt sie. „Da ich mich während des Gebets verneige und auf dem Boden knie, will ich nicht beobachtet werden, und schon gar nicht von Männern.“

Nachdem der Gebetsraum 2016 geschlossen wurde, fehlt ihr und anderen gläubigen Musliminnen und Muslimen am Campus eine Alternative. „Eine Zeit lang habe ich den Frauenraum des autonomen Frauenreferats im Untergeschoss des EF 50 genutzt. Der ist aber sehr klein und ich verstehe, dass sich andere Studierende gestört fühlen.“ Deswegen muss sich Kader ruhige und verlassene Orte im Gebäude suchen, um ihr Gebet abzuhalten. „Ich bete entweder im obersten Stock oder unter Treppen in komischen Ecken. Ich selbst fühle mich dabei nicht wohl und finde es auch nicht schön, wenn andere mich sehen und nicht wissen, wie sie reagieren sollen“, sagt Kader. Trotzdem lässt sie sich von ihren täglichen Gebeten nicht abhalten. Ihren dünnen Gebets-teppich hat sie immer dabei.

Dass es mit dem Raum der Stille am Campus nicht geklappt hat, findet auch die Protestantin Désirée schade. Sie studiert Angewandte Literatur- und Kulturwissenschaften im vierten Se-

mester. „Einen Rückzugsort an der Uni zu haben, an dem man seinen Glauben ausleben kann und dabei ein wenig Privatsphäre hat, fände ich schön“, sagt sie. Désirée ist Mitglied im christlichen Jugendkreis Crossover. Jeden Sonntag treffen sich die Mitglieder und reden über ihren Glauben.

GLAUBE BEDEUTET AUCH ENGAGEMENT

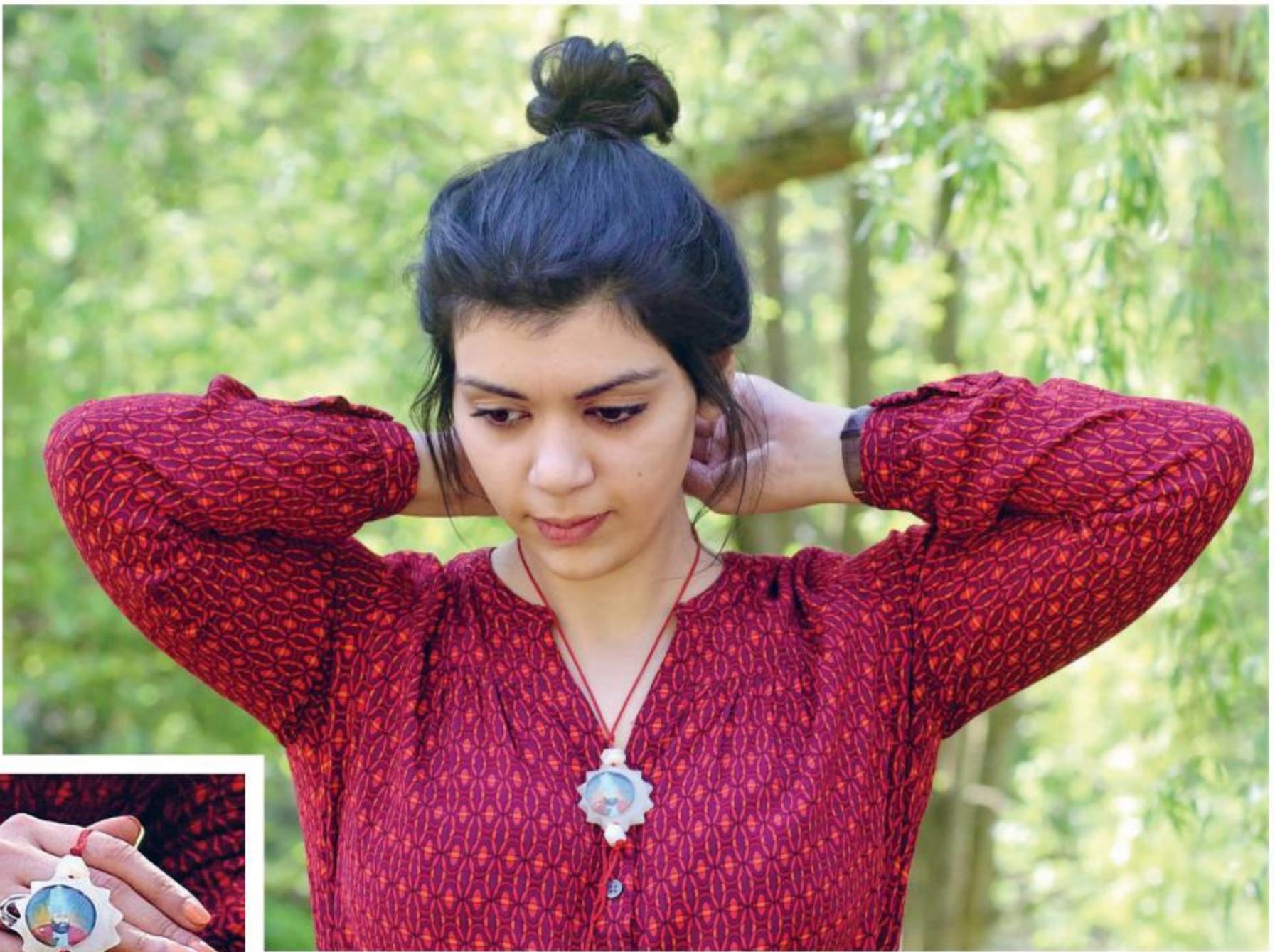
Auch strenggläubige Christen haben mindestens drei Gebetszeiten am Tag. Der Katholik Sebastian hat sich mal am Stundengebet versucht. „Dafür habe ich aber im Studium dann doch zu viel um die Ohren“, sagt er. Für Sebastian bedeutet sein Glaube Engagement. „Viel für andere zu tun, und mich selbst ein wenig zurückzunehmen, ist ein großer Teil meines Glaubens. Ganz konkret heißt das, dass ich aufmerksam durch die Welt laufe, um zu sehen, wo ich helfen kann.“

Es gibt auch die andere Seite: Studierende, die Uni und Religion bewusst trennen. Die gläubig sind, an der Uni aber nicht beten möchten. Dilara Malkoc studiert Englisch und Philosophie auf Lehramt. Religiöse Praxis hat für die 25-jährige Alevitin an der Uni nichts verloren. „Dafür gibt es Gemeinden und

Gebetshäuser“, sagt sie. Fakt sei aber, dass jeder seine Identität mit an den Campus bringe. „Deswegen ist es schön, dass sich Gleichgesinnte organisieren.“

Den Bund der Alevitischen Studierenden hat Dilara zu Beginn ihres Studiums 2012/13 in Dortmund mitgegründet. In den Jugendgruppen der Gemeinden entstand die Idee, dass es auch ein Angebot für Studierende geben soll. Die Gruppe in Dortmund gehört zu den ersten alevitischen Studierendenvereinigungen in Deutschland. Dilara betrachtet den alevitischen Glauben als eigenständige Glaubensrichtung.

Die Hochschulgruppe soll Studierende des gleichen Glaubens zusammenbringen. „Dass solche Gruppen entstehen, zeigt doch bereits, dass das Bedürfnis danach da ist“, sagt sie. Gemeinsam beten wollen sie nicht. Ziel ist es, junge Studierende des gleichen Glaubens zu vernetzen, durch Vorträge mehr über die Religion zu erfahren oder soziale Projekte zu unterstützen. Doch Dilara merkt, wie schwer es für eine religiöse Gruppe ist, Veranstaltungen an der Uni zu planen. „Oft müssen wir auf andere Orte wie die alevitische Gemeinde ausweichen, um beispielsweise Vorträge zu organisieren, da religiöse Gruppen oft als nicht neutral angesehen werden.“



Den Fastenmonat Ramadan zieht die Muslimin Kader trotz Unistress durch. Es sei nicht einfach, die hohe Lernbelastung durchzuhalten, ohne tagsüber zu essen. „Ich weiß, dass ich schon vorher anfangen muss zu lernen. Das klappt immer irgendwie.“

STUDIERENDE ECKEN MIT IHREM GLAUBEN AN

Sie überlegt sogar, die Uni für ihren Master zu wechseln, weil es hier keine Möglichkeiten gibt, sich zum Gebet zurückzuziehen. „Ich verbringe den Großteil des Tages an der Uni. Ich will doch nicht meine Religion ablegen, nur damit ich Zeit hier verbringen darf.“ Kader wirkt im Studierendenparlament mit.

Hier möchte sie etwas für ihre Religion erreichen. „Wichtig ist, dass andere Studierende uns Muslime persönlich kennenlernen. Wir wollen, dass man mit uns redet und nicht über uns.“

Dass Gläubige ihre Religion in der Uni einschränken müssen, weil zum Beispiel die Gebetsmöglichkeiten fehlen, sieht auch Religionswissenschaftler Martin Radermacher kritisch: „Wenn es bundesweit evangelische und katholische Fakultäten sowie Zentren für islamische Theologie gibt, kann man den Studierenden schlecht verweigern, ihre jeweilige Form der Religiosität auf dem Campus auszuüben.“ Mit dem Glauben angeeckt sind fast alle der vier Studierenden bereits. „Man wird immer ein

bisschen belächelt, wenn man über den Glauben redet. Aber das ist okay“, erzählt die Protestantin Désirée. In Seminaren trifft sie ab und zu auf Studierende, die der Ansicht sind, Gläubige seien nicht ausreichend aufgeklärt und weniger gebildet als andere. „Das kann ich nicht verstehen.“ In Diskussionen, die den Glauben betreffen, fragt sie sich deshalb auch hin und wieder: Wie viel bringe ich in die Diskussion ein, ohne persönlich angegriffen zu werden?

Von Konflikten berichtet auch Sebastian. „Ich selbst bin ökumenisch aufgewachsen und deswegen auch den evangelischen Brüdern und Schwestern sehr eng verbunden“, erklärt er. Unter den katholischen Studierenden gebe es eini-

» Man wird ein bisschen belächelt,
wenn man über den Glauben redet. «

Désirée ist Protestantin und trägt
ihren Glauben auf der Haut



ge, die der Meinung seien, evangelische und katholische Theologie müsste sauber auseinandergehalten werden. „Ich könnte mir deshalb vorstellen, dass ein rein christlicher Raum schon schwierig werden könnte“, sagt Sebastian.

Besonders an der Uni erhoffe man sich doch, dass die Menschen mit den unterschiedlichen Religionen umgehen könnten, meint Religionswissenschaftler Martin Radermacher. „Gerade Studierende sollen ja lernen, sich mit dem vermeintlich Anderen auseinanderzusetzen.“ Unterstützung im Unialltag holen sich die vier gläubigen Studierenden von ihrem Gott eher selten. Allen ist klar: Gottvertrauen allein reicht nicht. Erst recht nicht im Studium.

Wer seinen Glauben mit an die Uni bringt, will zwischen Hörsaal, Mensa und Bibliothek immer wieder auch Besinnlichkeit finden. Aus ihrer braunen

Ledertasche holt Dilara eine Kette heraus. Grüner Stein an rotem Band. Auf dem Anhänger sieht man einen alevitischen Gelehrten und ein Reh. „Viele betrachten es als Friedenssymbol, weil der Gelehrte es geschafft hat, den Löwen und das Reh friedlich zu vereinen.“

ERSTE-HILFE-PAKET FÜR SPIRITUALITÄT

So wie Kader ihren Teppich, hat Sebastian gleich eine ganze Kiste dabei – die Prayerbox. „Mein kleiner Arztkoffer für Spiritualität“, sagt der Katholik. Dort sei alles drin, was ein Christ brauche, wenn es mal brenzlich wird. Als er die kleine Blechdose öffnet, sind darin ein kleiner Zettel mit Grundgebeten, ein Minirosenkranz, ein Fläschchen Weihwasser und ein kleines Kreuzifix.

Désirée hingegen trägt die Symbole ihres Glaubens direkt auf der Haut.

Die Liebe, der Glaube als Antrieb und Hoffnung sowie „die Begeisterung, dass jeder Mensch einzigartig und wertvoll geschaffen ist“ seien die wichtigsten Werte ihres Glaubens, findet sie. Drei Worte finden sich in ihrem Nacken: Love, Faith, Passion. Liebe, Glaube, Leidenschaft. Ihren Knöchel ziert eine große Muschel. Sie verbindet das Meer mit ihrem Gottesbild. Mit Tiefe, Weite, Stärke. „Eine Muschel ist außerdem etwas, das du suchen musst. Und in der Bibel steht: ‚Wer mich sucht, der wird mich finden.‘“

Gruselbutler Batur

Lust, jemanden mal richtig zu erschrecken? Student Batur Eker macht das beruflich, im größten Grusellabyrinth Deutschlands. Dort führt er die Gäste durch ein nervenaufreibendes Abenteuer. Für ihn ist es der ideale Job, um seinen Frust loszuwerden.

TEXTSIMON RUIC FOTOGRUSELLABYRINTH BOTTROP

Angst macht Menschen unberechenbar. Die einen sind wie gelähmt, manche schmeißen sich vor Schreck auf den Boden, wieder andere werden hysterisch, schlagen und treten wild um sich. Batur Eker weiß das nur zu genau, schließlich ist es sein Job, Menschen zu erschrecken. „Hin und wieder bekommt man da auch mal eine gelangt“, sagt der 21-Jährige.

Batur studiert im sechsten Semester an der Uni Duisburg-Essen Physik und Englisch auf Lehramt. Sein Hobby ist die Schauspielerei. Mit 14 Jahren hat er damit in Laientheatergruppen angefangen. Seit knapp drei Jahren arbeitet er im Grusellabyrinth in Bottrop. Zwar sieht er mit seinen weichen Gesichtszügen und dem Fünf-Tage-Bart nicht unbedingt gefährlich aus, doch das ist noch vor seiner Verwandlung in der Maske. Dort wird Batur beispielsweise zum Gruselbutler. Batur ist eine Art Spielleiter, im schwarzen Frack mit Fliege, sein Gesicht grau geschminkt. Er führt die Gäste durch die Villa der fiktiven Familie Rosenthal. Deren Tochter Marie soll aus der Albtraumwelt gerettet werden. „Der Butler hat dabei über 20 Minuten Text. Man muss seinen Einsatz sekundengenau kennen, da die Show ziemlich auf Timing aus ist“, erklärt Batur.

Seit Februar 2015 ist die Freizeitattraktion in einem gewaltigen Backsteinbau in Bottrop beheimatet – der Waschkaue der Zeche Prosper II. Dort erstreckt sich auf mehr als 3000 Quadratmetern das Grusellabyrinth. Die Shows laufen nur am Wochenende, eine Schicht dauert nie länger als sechs Stunden. Dadurch kann Batur die Arbeit gut mit dem Studium vereinen. Während er in der Vorlesungszeit in der Regel eine Schicht pro Woche übernimmt, arbeitet er in den Ferien auch gern von

Freitag bis Sonntag. Wie alle im Grusellabyrinth verdient er den Mindestlohn von 8,84 Euro pro Stunde.

Durch einen gigantischen Bilderrahmen betreten die Besucherinnen und Besucher die spärlich beleuchtete Eingangshalle. Hier nimmt Batur sie als Butler in Empfang und lotst sie mit seiner tiefen Stimme durch die Stationen der Gruselshow. Die Besucherinnen und Besucher müssen kleine Aufgaben lösen, um der Rettung der jungen Marie näherzukommen. „Die Aufgaben sollen Spaß machen und sind nicht sehr komplex“, sagt Batur. Horror gibt es hier in der Familiendosis.

Richtig gruselig wird es dann in den abgedunkelten Labyrinthen zwischen den Räumen. Deshalb haben erst Jugendliche ab 16 Zutritt. Die Gäste tasten sich dort in vollständiger Dunkelheit an den Wänden entlang, während die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihnen auflauern und sie erschrecken. Das Albtraummonster schreit die Gäste mit einem tiefen Grölen an. Der Horrorclown versetzt den Besucherinnen und Besuchern mit einem hysterischen Lachen einen Schreck.

Auch diese Rolle übernimmt Batur manchmal. Ob Butler oder Horrorclown – was er lieber spielt, kommt auf die Tagesform an. Der Butler ist schauspielerisch anspruchsvoller, findet Batur. „Aber wenn ich mal eine schlechte Woche hatte, bin ich lieber der Erschrecker und kann dann richtig Frust rausschreien.“ Auf dem Campus wurde er von Besucherinnen und Besuchern der Show bereits wiedererkannt. Wenn er in drei Jahren sein Lehramtsstudium beendet hat, möchte er im Ruhrgebiet bleiben. Der Schauspielerei will er als Ausgleich treu bleiben.



SOWAS IST JA HEUTZUTAGE UNVORSTELLBAR



Ulla Rinio (71) begann mit 14 Jahren ihre Ausbildung zur Krankenschwester. Eigentlich wollte sie Theologin werden. Seit ihrem 25. Lebensjahr engagiert sie sich ehrenamtlich in der evangelischen Kirchengemeinde. Mit 71 Jahren ging ihr Wunsch vom Soziologie- und Theologie-Studium an der TU Dortmund in Erfüllung.

Zu Beginn ihres Studiums war Paula Dröger 19 Jahre alt, Ulla Rinio 71. Zwei Generationen erzählen vom Studialltag, ihrer Motivation und warum die eine einen Korb Bügelwäsche manchmal liegen lässt und die andere es mit Bügeln gar nicht erst versucht.

TEXT JESSICA EBERLE
FOTO DANIELA ARNDT

Ihr kommt aus zwei verschiedenen Generationen und habt euch beide im vergangenen Jahr dazu entschlossen, zu studieren. Warum?

Ulla: Ich bin ein Kind der Nachkriegszeit. Studieren war keine Option, allein finanziell nicht. Vor allem für ein Mädchen war ein Studium nicht üblich. Die Devise lautete: Kinder, Küche – fertig. Da war nichts mit Karriere und Traumjob. Mit dem Theologie- und Soziologie-Studium erfülle ich mir einen Wunsch.

Paula: In unserer Generation ist es der Normalfall, nach dem Abitur zu studieren. Eine Ausbildung machen aus meinem Umfeld die Wenigsten. Nach meinem Freiwilligen Sozialen Jahr wusste

ich erstmal nicht, wohin ich genau will. Aber eines war klar: Ich möchte noch nicht 40 Stunden die Woche arbeiten, sondern zunächst etwas lernen, was mich interessiert. Dann gucke ich, was mir Spaß macht.

U: Alles, was Spaß macht und du mit dem Herzen tust, ist kein Stress. Alles, was du erzwingst, schon. Und sei es, dass du den Wäschekorb vor dir und keinen Bock auf Bügeln hast: Lass es. Wird nichts.

P: Bügeln versuche ich erst gar nicht. Hausarbeiten und Klausuren können schon anstrengend sein und auch mal stressen. Damit kann man sich aber arrangieren, indem man ein Thema

Paula Dröger (19) studiert Angewandte Literatur- und Kulturwissenschaften mit Philosophie und Soziologie im Nebenfach an der TU Dortmund. In ihrer Schulzeit hat sie während eines Praktikums Kurse für die Bedienung von Smartphones und Computern für Seniorinnen und Senioren gegeben.



auswählt, das einen interessiert. Mich stresst eher der Haushalt oder Seminararbeiten koordinieren zu müssen.

U: Mir blieb damals keine andere Wahl. Ich habe mich immer organisieren müssen. Drei Kinder und Arbeit und Essen kochen und Gartenarbeit und zum Reitstallbringen: Das kriegst du nicht hin, wenn du nicht alles komplett durchstrukturiert hast.

Viele Studierende nehmen die Seniorinnen und Senioren an der Uni nur flüchtig wahr. Paula, du saßt mit ihnen im Hörsaal und hast an gemeinsamen Projekten gearbeitet. Wie tickt die andere Generation?

P: Sie ist total offen – ich bin positiv überrascht. Ich denke aber auch, dass Seniorinnen und Senioren, die an die Uni kommen, generell eher dazu bereit sind, offen auf junge Menschen und moderne Lehrmethoden zuzugehen. Gruppenarbeiten mit der älteren Generation klappen meiner Erfahrung nach super.

U: Für mich ist die Konfrontation mit der jüngeren Generation Alltag, weil ich drei Enkel habe. Wenn ich an meine Jugend zurückdenke, gibt es da schon einige Unterschiede. Mit 14 kam die Lehre, mit 19 war ich verheiratet, mit 20 Mutter, mit 25 kam dann mein drittes Kind. Familie war oberste Priorität, der

Rest zusätzlicher Luxus. Ich hätte als Frau weder arbeiten, noch einkaufen, noch den Führerschein machen können, wenn mein Mann damals nicht unterschrieben hätte. Wir haben ja 1968 für die Selbstbestimmung der Frau gekämpft. Als ich mich dann verwirklichen wollte, war ich allerdings schon Großmutter.

P: Wenn ich daran denke, dass ich mit 14 schon meine Ausbildung hätte anfangen müssen und jetzt bereits auf mein erstes Kind warten würde ... Daran sieht man ja, dass das, was die 68er für uns getan haben, langfristig gewirkt hat. Ich bin froh, dass ich mir für Kind und Job noch etwas Zeit lassen kann.



Ulla und Paula im Gespräch mit Kurt-Autorin Jessica (links)

Ulla, knüpfst du Bekanntschaften mit jüngeren Studierenden oder nur mit Menschen in deinem Alter?

U: Sowohl als auch. Ich genieße natürlich den Kontakt zu jüngeren Studierenden. Für mich ist es wichtig, im Alter fit zu sein. Zum Beispiel, was die sozialen Medien betrifft. Egal, ob Instagram oder Twitter – die jungen Leute können das ja am besten vermitteln. Ich bin in den Fünfzigern aufgewachsen. Das war eine sparsame Zeit für uns. Da genießt man solche Dinge noch mehr.

Für viele ist das Studium eine der prägendsten Erfahrungen überhaupt. Was hat sich bei euch verändert?

U: Ich war immer schon strukturiert, durch das Studium musste ich mich noch mehr organisieren. Es ist alles viel actionreicher geworden. Für mich ist das lebenswichtig. Ich danke dem Herrgott, dass ich so gesund bin. Ich möchte alt werden, aber niemals alt sein.

P: Ab wann ist man für dich denn alt?

U: Es gibt 30-Jährige, die fühlen sich

alt. Es gibt 60-Jährige, die sind total fit. Da gibt es keine richtige Antwort drauf. Ich versuche, alles mitzunehmen, was ich kann. Ich möchte immer auf dem neuesten Stand sein.

P: Ich nehme das Uni-Leben etwas lockerer wahr. Im Freiwilligen Sozialen Jahr habe ich etwa 40 Stunden die Woche gearbeitet. Teilweise habe ich jetzt Kurse, die erst um 12 Uhr anfangen. Ansonsten habe ich durch das Studium angefangen, mehr zu hinterfragen, auch im Dialog mit älteren Studierenden. Es ist doch verrückt, dass ich mit meinen Großeltern zum Beispiel nie über den Krieg geredet habe, oder?

U: Wir haben in einem Kurs gerade eine Studie am Laufen. Da sprechen wir mit zwei Hundertjährigen, die den Krieg miterlebt haben. Das finde ich wichtig, auch mal Zeitzeugen zu Rate zu ziehen. Nutz' die Erfahrungen deiner Großeltern, solange sie noch da sind.

Ulla, hast du noch einen Tipp für die jüngere Generation?

U: Ich kann nur gesund und glücklich

sein, wenn ich mit mir selbst im Reinen bin. Deswegen habe ich versucht, meine Talente und Begabungen als Geschenke zu sehen und mein Ding zu machen. Ich erinnere mich noch genau daran, was meine Mutter immer sagte: „Sei bloß anständig gekleidet, damit wir uns nicht für dich schämen müssen.“ Sowas ist ja heutzutage unvorstellbar.

P: Doch, mein Vater sagt das sogar heute noch zu mir. Hauptsache, du bist richtig angezogen. Als wäre das das Wichtigste der Welt.

U: Ja, von wegen! Was ich dir mit auf den Weg gebe: Hör dir einfach mal an, was ältere Menschen weitergeben können. Nicht nur im Privaten, auch in der Geschichte. Irgendwann fehlen uns die Menschen und es bleiben nur Geschichtsbücher. Generell kann ich sagen: Wenn du voll hinter etwas stehst, wirst du es im Leben auch bekommen. Und da solltest du dir von niemandem reinreden lassen.

Lasst sie reden

In jedem Heft schreiben wir einen Brief. Dieses Mal geht's um Seniorstudierende. Unsere Autorin fordert die Dozentinnen und Dozenten auf: Nutzt das Potenzial der unterschiedlichen Generationen.

TEXT JESSICA EBERLE FOTODANIELA ARNDT & ONLYYOUQJ/FREEPIK

An alle Dozentinnen und Dozenten
der TU Dortmund
August-Schmidt-Straße 4
44227 Dortmund

Liebe Dozentinnen und Dozenten,

haben Sie sie schon bemerkt – die Menschen, die ein paar Falten, graue Haare und Jahre Lebenserfahrung mehr haben als die anderen im Hörsaal? Vereinzelt sieht man sie in der Vorlesung oder in einem Seminar sitzen, unsere Seniorstudierenden. Und auch wenn sich im Stillen alle wundern, was sie an die Uni treibt, wagt es kaum jemand, sie zu fragen. Wir akzeptieren ihre Anwesenheit. Zu einem Austausch nach der Vorlesung kommt es selten. Da ist nämlich die Frage nach dem Alter. Und die stellt man schließlich nicht.

Wir leben in Zeiten des demografischen Wandels. Durch die steigende Lebenserwartung und sinkende Geburtenrate verringert sich der Anteil jüngerer Menschen. An der TU Dortmund kommen beide Seiten zusammen – Jung und Alt. Die Universität vereint zwei Generationen, die in Zeiten der Digitalisierung auseinanderzudriften scheinen. Sie als Dozentinnen und Dozenten stehen dazwischen. Schöpfen Sie das Potenzial der älteren Seite ausreichend aus?

Ein Studium ist oft theoretisch – für ein wissenschaftliches Verständnis ist das unerlässlich. Dennoch soll uns die Universität auch Perspektiven für die Zukunft zeigen. Praxis darf nicht zu kurz kommen. Wie ginge das besser als mit Erfahrungen anderer? Die Seniorstudierenden können durch ihre beruflichen und persönlichen Erfahrungen hilfreiche Unterstützung bieten. Sie können uns erzählen, wie das war, 1968, mit den Demonstrationen für die Selbstbestimmung der Frau. Sie können erzählen, wie es tatsächlich ist, ein Unternehmen zu gründen, und wie hart es sein kann, daran zu scheitern. Lebenserfahrung ist ein Schatz, den wir nutzen müssen. Und Sie als Lehrende können uns helfen, ihn zu bergen.

Integrieren Sie die Seniorstudierenden in das Seminargeschehen. Lassen Sie sie erzählen. Damit nicht zwei Parallelgesellschaften entstehen, müssen wir die Möglichkeit haben, uns auszutauschen. Die Universität ist als Zentrum des Wissens der ideale Ort, um diese Gespräche zu führen. Sie müssen uns nur helfen, das Gespräch in Gang zu bringen. Der Rest kommt von allein. Denn lernen wollen wir ja. Dafür sind wir hier.

Freundliche Grüße


Jessica Eberle



ABGEFÜLLT

Ein Beruf, bei dem Trinken auf der Arbeit nicht nur erlaubt, sondern erwünscht ist: Für viele klingt das nach einem Traumjob. Destillateur-Auszubildender Max beschreibt seinen Arbeitsalltag zwischen Gin und Korn.

TEXT JANA-SOPHIE BRÜNTJEN FOTO JULIA HILGEFORT

Schnaps und Schule gehören für Max Zschau zusammen. Die klare Spirituose, die er gerade im Chemieraum in ein Glas schüttet, hat einen Alkoholgehalt von 32 Prozent. Seine Lehrerin wirft ihm einen kurzen Blick zu. Langsam schwenkt Max die Flüssigkeit, beugt sich über das Glas, riecht und nimmt einen Schluck. Anschließend lässt er die Flüssigkeit im ganzen Mund kreisen, damit jede Geschmacksknospe erreicht wird. Als angehender Destillateur gehört die Verkostung für Max zur Ausbildung.

Destillateurinnen und Destillateure gehören zu einem exklusiven Kreis. Der Beruf ist so selten, dass im deutschsprachigen Raum nur das Fritz-Henßler-Berufskolleg in Dortmund diese Ausbildung anbietet. Der aktuelle Jahrgang umfasst 22 Auszubildende. Wenn zweimal pro Jahr für sechs bis sieben Wochen der Blockunterricht ansteht, reisen sie unter anderem aus Bayern und Österreich an.

DER BERUF DES BRAUERS WÄRE MAX ZU EINTÖNIG

Im Gehalt spiegelt sich diese Exklusivität allerdings nicht wider. Die Vergütung im ersten Ausbildungsjahr liegt nach Angaben der Bundesagentur für Arbeit zwischen 580 und 723 Euro. So war es auch nicht das Geld, das Max in die Ausbildung lockte. Max, 18, Bart und zurückgekämmte, gegelte Haare, wollte eigentlich Brauer werden: „Mit 16 habe ich gedacht: Ich trinke gern Bier, dann kann ich es auch herstellen.“ Er informierte sich und stellte fest: Der Beruf des Brauers wäre ihm zu eintönig. „Im Endeffekt hätte ich dann immer dasselbe erzeugt“, erklärt er.

Irgendwas mit Alkohol sollte es aber schon sein. Schließlich stieß Max nach seinem Abitur in Krefeld auf eine Anzeige der Dortmunder Brennerei Krämer. Und konnte sich gegen knapp 20 andere Bewerberinnen und Bewerber durchsetzen. Jetzt, ein halbes Jahr später, sitzt er mit seinen Mitschülerinnen und Mitschülern in der Berufsschule, zum ersten Blockunterricht seiner Ausbildung.

Das Klassenzimmer im Fritz-Henßler-Berufskolleg sieht aus wie der Chemieraum einer Schule aus den Siebzigern. In den Regalen reihen sich Kolben, Trichter und Messzylinder aneinander. Vor dem Lehrerpult aus braun-rottem Stein stehen rote Getränkeboxen mit Glasflaschen. Sie sind gefüllt mit einer klaren Flüssigkeit.

Die Schülerinnen und Schüler sollen den Alkoholgehalt des Alkohol-Wassergemischs bestimmen. In der Reihe vor Max sitzt Anna. Eine zierliche 22-Jährige, bei der sofort ihr österreichischer Akzent auffällt. Sie kommt aus der Nähe von Graz. Wer nicht wie Max in Dortmund wohnt, muss sich für die Zeit extra eine Wohnung suchen. „Viele wohnen im Kolpinghaus, andere ziehen in WGs“, sagt Lehrerin Sabine Droste. Da der Ausbildungsbetrieb die Kosten nicht immer übernimmt, kann die Ausbildung für die Schülerinnen und Schüler eine große finanzielle Belastung werden. „Oft müssen die Eltern einspringen“, sagt Droste.

Anna ist eine von nur drei Schülerinnen in diesem Jahrgang. Mädchen sind in dem Beruf noch immer in der Unterzahl – womöglich, weil die Arbeit als Destillateurin oder Destillateur körperlich sehr anstrengend ist. „Wir müssen zum

Beispiel die vollen Fässer transportieren und 25-Kilo-Säcke durch die Gegend schleppen“, sagt Anna. Mit der Zeit gehe das auf die Knochen.

DROGEN STEHEN AUF DEM STUNDENPLAN

Zurück bei der Verkostung – die heißt im Lehrplan Sensorik: Hier lernen die Auszubildenden, wie sie mit ihren Sinnen Eigenschaften wie die Qualität von Alkohol bewerten können. „Im Grunde lernen wir, wie verschieden Alkoholsorten schmecken und riechen sollten“, erklärt Max. Ein guter Geschmacks- und Geruchssinn ist deswegen wichtig. „Korn und Wodka werden zum Beispiel fast identisch hergestellt“, sagt Max. Doch gegenüber Wodka weist Korn eine leichte Getreidenote auf. Diese konnte Max zuvor bei der Verkostung heraus-schmecken. Auch das milde Aroma ist ihm aufgefallen. Das ist typisch für einen Weizenkorn, den der 18-Jährige probiert hat. Ein Korn aus Roggen hätte eine kräftigere Note.

In der nächsten Stunde versucht Max, den Alkoholgehalt mithilfe einer Spindel herauszufinden, einem länglichen, gläsernen Messgerät. Anschließend muss er den Alkoholgehalt rechnerisch bestimmen. Wer Destillateurin oder Destillateur werden will, kommt um Mathe nicht herum. Daneben haben die Schülerinnen und Schüler noch andere Fächer, die jede und jeder aus der Schule kennt: Deutsch steht ebenso auf dem Stundenplan wie Politik, Religion, Sport und Chemie. Dazu kommen noch spezielle Fächer, sagt Max: „Wir haben zum Beispiel Drogenkunde.“ Drogenkunde hat, anders als der Name vermuten lässt, nichts mit Rauschmitteln



zu tun. Stattdessen beschäftigen sich die angehenden Destillateurinnen und Destillateure mit Teilen von Pflanzen wie Nelken oder Wacholderblüten, also Drogen im pharmazeutischen Sinne. Aus diesen werden Extrakte und Destillate hergestellt, die ein wichtiger Teil von alkoholischen Getränken wie Likör und Gin sind.

ARBEITEN NACH DEM TEEBEUTEL-PRINZIP

Was Max in der Schule lernt, wendet er in seinem Ausbildungsbetrieb an, der Krämer-Brennerei in Dortmund. Die Brennerei verkauft unter anderem Liköre, Gin und Korn. An Max' Seite steht Felix Krämer, der den Familienbetrieb in fünfter Generation mit seinem Vater und Max' Ausbilder Hans-Hermann Krämer leitet. „Wir benutzen Rezepturen, die zum Teil über 150 Jahre alt sind“, sagt Felix Krämer.

Nach diesen Rezepten gewinnen sie die Extrakte für ihre Spirituosen. Um ein Ex-

trakt aus Kräutern und Gewürzen herzustellen, werden diese zunächst abgewogen und in Leinentücher gehüllt. Danach werden sie mit einer Alkohol-Wasser-Mischung übergossen. „Dahinter steckt das gleiche Prinzip wie bei einem Teebeutel, bloß mit einer kalten, alkoholischen Flüssigkeit“, erklärt Juniorchef Krämer. Insgesamt dauert es zwei bis drei Wochen, bis ein Extrakt genug Aromen aufgenommen hat und verwendet werden kann.

Auch die Destillate werden bei Krämer hergestellt und in Spirituosen verarbeitet. Sie lagern im Laboratorium der Brennerei in großen, bauchigen Glasballons. In den Regalen daneben stapeln sich cremefarbene Blechdosen, die mit Papierschildern beschriftet sind. Anis steht neben Koriander, Wermut neben Wacholderbeeren. „Wir kaufen die Drogen, aus denen wir Destillate und Extrakte herstellen, von einem Apothekengroßhandel“, sagt Max. Aus den Drogen, die in der Brennerei verwendet werden, werden nämlich auch Medikamente gemacht.

» In der Ausbildung geht es nicht nur ums Trinken. «

Sabine Droste, Lehrerin am Fritz-Henßler-Berufskolleg

Für die Spirituosen werden die fertigen Destillate und Extrakte mit Wasser und je nach Sorte mit reinem Alkohol und Zucker vermischt. Das geschieht im Untergeschoss der Brennerei. An einer Wand des Kellers reihen sich eisenbeschlagene Holzfässer, in denen Tausende Liter Korn gelagert werden. Daneben stehen meterhohe Stahlfässer, in denen die Spirituosen gemischt werden. „Es ist sehr wichtig, als Destillateur präzise zu arbeiten und immer auf das Verhältnis der Zutaten zu achten“, sagt Krämer. „Fehler können im Nachhinein nur schwer korrigiert werden.“

IM FAMILIENBETRIEB MUSS MAX AUCH MAL FEGEN

Max arbeitet meistens im Untergeschoss. In Karohemd und Schnürschuhen steht er vor den Fässern und füllt die Spirituosen mit routinierten Handgriffen ab. Wenn Max nicht dort arbeitet, ist er eine Art Mädchen für alles. „Das hier ist ein kleiner Familienbetrieb, da muss ich auch mal den

Hof fegen“, sagt er. Dafür sei die Arbeit abwechslungsreich und er habe immer einen Ansprechpartner. Außerdem bekomme er schon früh in der Ausbildung Verantwortung übertragen.

Ob Max für immer bei Krämer bleiben wird, weiß er noch nicht. „Ich würde gerne in einem Betrieb arbeiten, in dem Alkohol gebrannt wird“, sagt er. Bei Krämer wird der Alkohol wie bei vielen kleinen Brennereien zugekauft. Nach ihrem Abschluss haben Max und seine Mitschülerinnen und Mitschüler noch andere Berufsmöglichkeiten. „Destillateurinnen und Destillateure müssen nicht unbedingt für einen Spirituosenhersteller arbeiten oder einen eigenen Betrieb gründen“, erklärt Berufsschullehrerin Sabine Droste. Sie können zum Beispiel in der Aromaindustrie arbeiten, weil es Aromen gibt, die wie Extrakte hergestellt werden. Die Auszubildenden seien nicht auf die Arbeit mit Alkohol beschränkt. Droste sagt: „In der Ausbildung geht es nicht nur ums Trinken.“



MAN LEBT NUR ZWEI MAL

Wenn Ben Böhm zur Arbeit geht, trägt er High Heels, Make-up und Kleider. Er ist Travestiekünstler und verdient damit sein Geld. Hier erzählt Ben von seiner Karriere, seinem zweiten Ich und wie er es schafft, seinen Lippenstift nicht zu verschmieren.

TEXT ANNEMARIE ZERTISCH FOTO JUDITH WIESRECKER





Das Scheinwerferlicht trifft auf feuerrote Haare. Lange, glitzernde Fingernägel funkeln auf. Lady Sarafina betritt die Bühne und alle Zuschauerinnen und Zuschauer wenden sich ihr zu. Die schillernde Figur zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Sie bewegt sich selbstsicher und mit großen Schritten.

Einige Stunden zuvor wäre sie den meisten wohl gar nicht aufgefallen. Da war Lady Sarafina noch Ben Böhm, der gern Jeans und Sweatshirt trägt. Nur die glitzernden Fingernägel deuteten auf seinen Beruf hin: Der 36-Jährige ist Travestiekünstler. Als eine Art Schauspieler stellt er eine ideale Frau dar – ein bisschen größer und überzogener, wie

Ben erklärt. Travestie will vermitteln, dass Frauen sich selbstbewusst zeigen dürfen, um sich so zu akzeptieren wie sie sind.

BEN HAT SICH DURCH TRAVESTIE NEU ERFUNDEN

Als Ben vor zwölf Jahren das erste Mal einen Travestiekünstler sah, hatte der gelernte Einzelhandelskaufmann nur eine vage Vorstellung von Schauspielerlei und Auftritten als Frau. Fünf Jahre später trat er das erste Mal selbst auf. Geschminkt und im Kleid erschien er auf dem 66. Geburtstag seiner Großmutter. Der Grund: eine verlorene Wette gegen einen Freund. „Mein erster Gedanke war, dass es doch nicht so

schwierig sein kann, sich ein bisschen aufzuhübschen. Das war ein großer Fehler“, sagt Ben und lächelt.

Der Entertainer sitzt am Tresen seiner Bar und berichtet über seine Vergangenheit. Die Erfahrungen, die er als Travestiekünstler gemacht hat, hätten sein Selbstbewusstsein gestärkt. Und das nicht nur, weil er 50 Kilo abgenommen hat. „Durch die Travestie hatte ich die Chance, mich neu zu erfinden; dabei geht es um mehr als nur die Kleidergröße.“ Im Kleiderschrank liegen noch ein paar Teile, die ihm heute zu groß sind. Sie erinnern ihn an seinen Erfolg.

Ben ist im Alltag so schlicht gekleidet, dass seine Verwandlung umso mehr



überrascht. An diesem Abend trägt er ein weites beiges Shirt und schwarze Shorts. Während er erzählt, betreten immer wieder neue Gäste seine Bar, die ganz in Rot und in Schwarz gehalten ist. Für jeden Gast unterbricht er das Gespräch. Der 1,75 Meter große Mann kennt sie alle: Wer die Bar betritt, wird mit einer Umarmung und einem Küsschen willkommen geheißen.

LADY SARAFINA IST FÜR IMMER EIN TEIL VON BEN

„Als ich mich das erste Mal mit abgedeckten Augenbrauen gesehen habe, habe ich mich selbst nicht erkannt“, sagt er. Nach dem Geburtstagsauftritt war für ihn klar: einmal und nie wieder.

Doch Freundinnen, Freunde und Familie ermutigten ihn weiterzumachen. „Man bekommt von Mal zu Mal mehr Übung im Schminken, in den Bewegungen. Man wird selbstsicherer“, sagt Ben. Im Laufe der Zeit wurden die Auftritte mehr – und Ben immer professioneller. Die Bar in Hamm, in der Ben das erste Mal mit Travestie in Berührung kam, gibt es heute nicht mehr. Trotzdem spielt der Ort für ihn eine wichtige Rolle: „Genau da habe ich Anfang des Jahres meinen eigenen Laden eröffnet: Sarafina's Bar.“

Seine ersten Erfahrungen als Travestiekünstler sammelte Ben als Benita Prosecco. „Meinen ersten Künstlernamen habe ich von dem Freund bekommen,

gegen den ich die Wette verloren hatte“, erzählt Ben. Mit einer Show-Partnerin kam nach einiger Zeit ein neuer Künstlernamen. „Die Suche nach einem passenden Namen für jemanden, der einerseits eine eigenständige Persönlichkeit ist, aber andererseits auch ein Teil von dir, ist gar nicht so einfach“, sagt er. Seine Kollegin schlug schließlich „Sarafina“ vor, der Name der ersten bekannten Dragqueen aus England. Der Zusatz Lady gab den letzten Schliff.

Seit 2006 tritt Ben als Kunstfigur Lady Sarafina auf – und möchte sie in seinem Leben nicht mehr missen. Mit einem Tattoo auf dem Unterarm trägt er sein Alter Ego immer bei sich. Auch wenn er nach Sarafina benannt wurde, ist Ben





keine Dragqueen. Diese treten eher als Walking-Acts auf. Dragqueens sind in Bars, Clubs oder auf der Straße als ihr zweites Ich unterwegs. Sie haben keine eigenen Shows und treten nicht auf Bühnen auf. Außerdem stellen sie sich überspitzter dar, als es in der Travestie üblich ist. Gemein ist beiden, dass sie oft mit transsexuellen Menschen verwechselt werden. Also mit denjenigen, die sich nicht dem Geschlecht zugehörig fühlen, das sie von Geburt an hatten oder haben.

GARDEROBE IM WERT EINES KLEINWAGENS

Ben alias Lady Sarafina wünscht sich mehr Feingefühl für die Unterschiede zwischen Kunst und Sexualität. Das vermittelt er auch seinem Publikum. Mit seinem Programm erreicht er unterschiedliche Zielgruppen: „Von 18 bis 70 Jahren, von Student bis berufstätig ist alles dabei. Das ist eine gute Grund-

lage, um mehr Offenheit zu schaffen.“ Die sexuelle Orientierung der Besucherinnen und Besucher spielt in Sarafina’s Bar keine Rolle. Sie soll ein Ort der Begegnung und des Miteinanders sein. „Ein wechselndes Programm und stets neue Künstler sollen in meiner Bar ein Zuhause haben“, sagt Ben. Zu Lady Sarafinas Bühnenshow gehören Moderation, Comedy und Gesang. In den Pausen mischt sie sich unter das Publikum. Auch an den Abenden, an denen es kein Programm gibt, bedient und unterhält Ben seine Besucherinnen und Besucher. Mit einem flotten Spruch auf den Lippen schenkt er aus und trinkt auch gerne einen Schnaps mit.

Die Outfits spielen bei den Auftritten in der Bar und auf den Partys eine große Rolle, sagt Ben. Die Absätze der Bühnenschuhe können bis zu 25 Zentimeter hoch sein, die meisten Kleider sind maßangefertigt. Ein komplettes Outfit gibt es ab Tausend Euro – nach oben ist

keine Grenze gesetzt. „Insgesamt habe ich für meine Ausrüstung bestimmt schon das Geld für einen Kleinwagen ausgegeben.“ Die Kleider wählt er je nach Bühnenshow aus, ein Lieblingsstück hat er nicht. Die Garderobe lässt allerdings erahnen, dass Rot seine Lieblingsfarbe ist, egal in welcher Nuance.

Bis Ben sich in Lady Sarafina verwandelt hat, dauert es etwa zwei Stunden. Damit sein Gesicht weiblicher wirkt, Wangenknochen betont und Nase schmaler werden, trägt Ben helles und dunkles Make-up auf. „Meine Show-Partnerin scherzt oft, dass ich das Batman-Symbol auf der Nase habe, wenn ich mit dem Contouring anfang“, erzählt Ben. Die Augenbrauen deckt er ab und malt sie neu auf. Seine Augen betont er mit rotem und weißem Lidschatten. Für den perfekten Augenaufschlag fehlen nur noch die künstlichen Wimpern. Der letzte Schritt sind die knallroten Lippen. Für Ben hat das Schminken nichts



Unnatürliches und auch nichts mit Verkleidung zu tun. „Es soll meine Vorzüge hervorheben und meinen Charakter unterstreichen. Das gilt für mich, wie auch für alle Frauen. Macht das, womit ihr euch wohlfühlt.“ Die feuerrote Perücke vollendet die Verwandlung schließlich: „Ich werde zu einer anderen Person mit eigenem Charakter und eigenen Bewegungen.“ Ben verändert auch seine Stimme. Ein paar Töne höher klingt es, als rede man mit einem anderen Menschen: Lady Sarafina.

Bevor sie die Bühne betritt, stößt das Team an. In Lady Sarafinas Glas steckt ein Strohhalm – damit beim Trinken der Lippenstift nicht verschmiert. Bei seinem Auftritt trägt der Künstler heute ein getigertes Kleid und Chucks, die mit roten Pailletten besetzt sind. Auch ohne hohe Absätze tritt Lady Sarafina selbstbewusst auf: Brust raus und Po rein, lautet ihr Motto. Wie sie ihre Brüste macht, bleibt ihr Geheimnis. „Hauptsache

auffallen und sich von anderen Partys abheben“, sagt sie. Um Mitternacht ruft Lady Sarafina zur ersten Aktion auf. „Egal, ob Männchen oder Weibchen, hetero- oder homosexuell, um zwölf gibt es einen fünf Minuten langen Wiener Walzer.“ Mehrere Tanzpaare tummeln sich auf der Fläche, der Rest schaut zu.

ENTSCHEIDEN NACH DEM BAUCHGEFÜHL

Den großen Auftritt hat Ben von einem der bekanntesten deutschen Travestiekünstler gelernt: Oliver Knöbel. Als Olivia Jones suchte der vor einigen Jahren Unterstützung für seine Bar auf der Hamburger Reeperbahn. Beim Casting mussten Ben und seine Konkurrenten mehrere Aufgaben bewältigen – unter anderem ihr Wissen rund um Hamburg unter Beweis stellen: „Als wir danach gefragt wurden, wie viele Menschen auf dem Kiez leben, war für mich nur eine Antwort richtig: ‚Einer zu wenig –

nämlich ich‘“, sagt Ben und lacht. Seine Schlagfertigkeit überzeugte offenbar. Nach der Zusage zögerte Ben keine Minute, packte seine Sachen und zog nach Hamburg. „Das Bauchgefühl hat mir einfach gesagt, dass es das Richtige ist.“ Fast ein Jahr hat Ben in Hamburg als selbstständiger Travestiekünstler gearbeitet. „Hamburg hat eine so schnelllebige Szene, dass es fast unmöglich ist, da herauszustechen.“

Dies war einer der Gründe, warum er wieder in seine Heimat Hamm zog – obwohl die Travestie-Szene in Hamm wenig ausgeprägt und die Stadt nicht so weltoffen ist wie etwa Hamburg. Negative Kritik oder gar Beschimpfungen hat Ben als homosexueller Travestiekünstler bislang jedoch nicht erlebt. „Ich denke, es liegt an meiner offenen Art. Ich bin immer für einen Spaß auf meine Kosten zu haben.“ Sich selbst nicht ganz so ernst zu nehmen, sei doch die eigentliche Kunst.

GRÜNER UND BRAUNER

Der Großteil der TU-Studierenden stammt aus NRW. Nur zehn Prozent sind aus einem anderen Bundesland zugezogen. Wir haben drei von ihnen getroffen. Von Dialekten und bestätigten Klischees hin zur großen Überraschung: Dortmund ist gar nicht so grau wie alle dachten.

TEXTSARAH GRAUPNER FOTOJESSICA EBERLE & JUDITH WIESRECKER



HENDRIK RASSMANN, 21

Informatik

In welchem Bundesland bist du aufgewachsen?

Ich komme aus Erlangen. Das liegt in Franken in Bayern.

Wie hast Du dir Dortmund vor deinem Umzug vorgestellt?

Ich habe viele Fußballfans und eine normale deutsche Großstadt erwartet. Ansonsten war ich aufgeschlossen und bin relativ vorurteilslos umgezogen.

Was war dein erster Eindruck vor Ort?

Es waren mehr Rechtsradikale da als erwartet. Dann habe ich gemerkt, dass es schöne Ecken gibt, wie das Kreuzviertel oder die Saarlandstraße. Es hat etwas gedauert, diese Stadt zu entdecken.

Beschreibe doch mal die Menschen aus Dortmund.

Locker und ehrlich schlecht drauf. Die Menschen hier zeigen, wenn es ihnen nicht gut geht. Viele sind tatsächlich treue Fußballfans.

Und wie sind die Menschen aus deinem Heimatbundesland?

Teilweise spießig, kleinbürgerlich und eingeschränkt.

Gibt es eventuelle Sprachbarrieren und wie äußern sich diese?

Gelegentlich sage ich „A weng“ (ein wenig) und wundere mich, dass die Leute nicht verstehen, was ich meine. Schwammerl ist auch typisch bayerisch

und eine andere Bezeichnung für Pilz. Ansonsten spreche ich ziemlich verständlich deutsch. Umgekehrt gab es manchmal Sprachbarrieren. Ich wusste zum Beispiel nicht, was Kraneberger (Leitungswasser, Anm. der Redaktion) sein soll.

Gibt es etwas, das traditionell zu deinem Bundesland gehört?

Leckeres Bier – ich weiß, das kennt ihr hier nicht. In Bayern trinkt man oft Weizenbier und viel Radler. Außerdem gibt es dort wesentlich mehr Sauerkraut als Curry-Soße. Und Religion hat einen größeren Stellenwert als hier im Ruhrgebiet.

In welchem Bundesland bist du aufgewachsen?

Mein Heimatort heißt Erkenbrechtsweiler. Das liegt auf der Schwäbischen Alb in Baden-Württemberg.

Wie hast Du dir Dortmund vor deinem Umzug vorgestellt?

Ich dachte an Fabriken und Industrie und wusste auch, dass die Städte im Ruhrgebiet sehr nah aneinander liegen.

Was war dein erster Eindruck vor Ort?

Es war grüner als erwartet. Und auch nicht so überfüllt. Dortmund ist eine coole Stadt, besonders für Studierende. Man kommt durch die gute Anbindung überall hin und es gibt viele Bars.

Beschreibe doch mal die Menschen aus Dortmund.

Gestresst, offen, freundlich.

Und wie sind die Menschen aus deinem Heimatbundesland?

Sparsam mit sich selbst, spendabel anderen gegenüber, Fremden gegenüber verschlossen.

Gibt es eventuelle Sprachbarrieren und wie äußern sich diese?

Viele Leute verstehen mich manchmal nicht richtig, wenn ich in meinem Dialekt rede. Breschlings Gsälz zum Beispiel ist typisch schwäbisch und bedeutet Erdbeermarmelade. Außerdem kennen die Schwaben kein „als“. Es heißt immer

„größer wie du“. Bei uns werden auch die Artikel manchmal falsch genutzt. Zum Beispiel sagt man: Gibt mir mal bitte des Teller. Die Schwaben verschlucken auch viele Endungen bei Wörtern. Zum Beispiel statt „ich werde alt“ sagen wir Schwaben „i werd alt“.

Gibt es etwas, das traditionell zu deinem Bundesland gehört?

Besonders Gerichte wie Linsen mit Spätzle oder Gaisburger Marsch – ein Eintopfgericht mit Kartoffeln und Spätzle. Wir haben viele Berge und im Sommer kommen oft Urlauber zum Wandern zu uns.

**LINDA
KIRCHEIS, 21**

Angewandte Literatur- und
Kulturwissenschaften





MANUEL NIEMANN, 27

Lehramt für Berufsschule

In welchem Bundesland bist du aufgewachsen?

Ich komme aus der Ortschaft Surwold. Das liegt im Emsland in Niedersachsen.

Wie hast Du dir Dortmund vor deinem Umzug vorgestellt?

Ich habe eine große Verbundenheit zum BVB erwartet, große Menschenmassen und viele Kulturen auf einem Fleck. Außerdem dachte ich, es wäre alles sehr schnelllebig.

Was war dein erster Eindruck vor Ort?

Tatsächlich ist vieles eingetroffen. Die Fußballverbundenheit ist auf jeden Fall da, wenn nicht zum BVB, dann zu Köln oder – man mag es gar nicht sagen – zu Schalke. Man findet unterschiedliche Nationalitäten, ob in der Uni, im Bus oder in der Innenstadt.

Beschreibe doch mal die Menschen aus Dortmund.

Gestresst und offen, aber auf eine gewisse Art unpersönlich. Wenn man sich beispielsweise mit einem Menschen auf einer Party gut unterhalten hat, heißt es

nicht zwangsläufig, dass er oder sie dich am nächsten Tag wiedererkennt. Ganz unabhängig vom Alkoholpegel an dem jeweiligen Abend.

Und wie sind die Menschen aus deinem Heimatbundesland?

Die Menschen aus dem Norden sind auch offen, aber herzlicher. Bei den Norddeutschen hast du es vielleicht etwas schwerer anzukommen, aber wenn du in ihrem Herzen drin bist, bist du drin. Und sie sind gelassen. Durch die Weitläufigkeit im Emsland muss man geduldiger sein.

Gibt es eventuelle Sprachbarrieren und wie äußern sie sich?

„Moin“ sagen wir anstatt „Hallo“ zu jeder Tageszeit und nicht nur morgens, wie man es meinen könnte. Obwohl ich norddeutsches Hochdeutsch spreche, fällt den Leuten hier schnell auf, dass ich woanders herkomme. Plattdeutsch sprechen wir auch im Emsland und das ist eindeutig schwieriger zu verstehen. „Wois mit di?“ ist plattdeutsch und heißt „Wie geht’s dir?“

Gibt es etwas, das traditionell zu deinem Bundesland gehört?

Schifffahrt und Landwirtschaft sind zwei große Themen bei uns. Auch Plattdeutsch ist Kulturgut, das unter anderem in Schulen als AG angeboten wird. Außerdem machen wir gerne Grünkohltouren. Da läuft man mit dem Bollerwagen – inklusive Alkohol – durch die Gegend in Richtung einer Gaststätte, in der dann Grünkohl gegessen wird. Da werden dann auch die Kohlkönigin und der Kohlkönig gekürt, die durch ein Spiel ermittelt werden. Anschließend gibt es eine Party, bei der das Grünkohl-Königspaar eine Krone bekommt.

Wieso tut es am Musikantenknochen so weh?

TEXT ANNEMARIE ZERTISCH FOTO JUDITH WIESRECKER ILLUSTRATION ANJA HARDT

Schmerz lass nach! Wenn wieder eine Tischkante, eine Stuhllehne oder eine Türklinke im Weg war und wir uns den Ellbogen stoßen, kann es schnell passieren, dass der gesamte Unterarm schmerzhaft kribbelt. Grund dafür ist eine besonders empfindliche Stelle des Ellbogens: der Musikantenknochen.

Grundsätzlich unterscheidet sich der Schmerz, den wir am Musikantenknochen wahrnehmen, nicht von dem an anderen Körperstellen. Schmerz ist eine Sinneswahrnehmung, die als unangenehm empfunden wird. Man kann allerdings verschiedene Ebenen der Empfindung unterscheiden: Eine ist die sensorische. Wenn sich ein Mensch weh tut, kann er genau sagen, wo und wie sehr es schmerzt – also Ort und Intensität benennen. Eine andere Ebene ist die emotionale oder auch affektive Wahrnehmung. Schmerz zu empfinden, tut weh.

Dass wir an dieser Stelle des Ellbogens besonders empfindlich sind, hat anatomische Gründe. Der Ellenerv, im lateinischen Nervus Ulnaris, verläuft direkt über dem Knochen und ist nur durch die darüber liegende Haut geschützt. Ertasten kann man den Nerv in der kleinen Vertiefung, die direkt an der Spitze des Ellbogenknochens zu finden ist. Die Aufgabe dieses Nervs ist es, die Impulse von der Haut des Ring- und des kleinen Fingers zum Gehirn zu leiten, sowie die Bewegung der kleinen Handmuskeln zu steuern.

Dieser Nerv ist für den fieseren Schmerz verantwortlich. Mit Musik oder einem Knochen hat das aber nichts zu tun. Wenn wir genau diese Stelle treffen, wird zum einen der Schmerz sofort ins Gehirn geleitet. Zum anderen verspüren wir ein Kribbeln oder Taubheitsgefühl im Unterarm und den Fingern. Da beide Schmerz-

ebenen stark angesprochen werden, empfinden wir das als besonders unangenehm. Über die sensorische Ebene nehmen wir wahr, dass der Schmerz sich über den gesamten Unterarm zieht, über die affektive, dass es eben besonders schmerzt.

Wieso diese Stelle Musikantenknochen genannt wird, ist unklar. Eine Theorie ist, dass der schmerzende Nerv mit einer summenden Saite verglichen wird, beispielsweise der einer Gitarre. In anderen Regionen Deutschlands wird diese Stelle auch als Musikerknöchel oder närrisches Bein bezeichnet. In England gibt es dafür den Begriff funny bone.



Auch wenn der Musikantenknochen besonders bekannt ist: Er ist keine medizinische Besonderheit. Der Peroneus-Nerv, auch Wadenbein-Nerv genannt, ist genauso empfindlich. Dieser verläuft an der Außenseite des Knies und verästelt sich dann über die gesamte Wade. Auch hier verläuft der Nerv direkt über dem Knochen und ist somit besonders ungeschützt. Da der Schmerz in das jeweilige Versorgungsgebiet ausstrahlt, kommt es zu diesem zuckenden Gefühl.

Gefährlich ist nur eine massive Gewalteinwirkung auf den jeweiligen Nerv, sodass eine bleibende Beeinträchtigung droht. Eine dauerhafte Schädigung des Nervs hätte zur Folge, dass wir in dem jeweiligen Körperteil kein Gefühl mehr hätten, also eine permanente Taubheit. Außerdem käme es zu einer Lähmung, der von dem Nerv versorgten Muskeln. Ansonsten ist ein Stoß an so einer Stelle zwar schmerzhaft, aber nicht weiter schlimm.



Professor Dr. Peter Schwenkreis ist Oberarzt der Neurologischen Klinik am Berufsgenossenschaftlichen Universitätsklinikum Bergmannsheil in Bochum.



H I P

H O P

D O R T

M U N D

S T Y L E

Hip-Hop – das ist doch voll Berlin oder Hamburg, könnte man meinen. Dabei gibt es im Ruhrpott eine sympathische Hip-Hop-Szene mit allen wichtigen Elementen: Rap, Tanz und Graffiti. Hier zeigen Hip-Hopper ihr Dortmund.

TEXTRABEA GRUBER FOTO RABEA GRUBER & JUDITH WIESRECKER

Die Passantinnen und Passanten an der Speestraße schauen gar nicht so genau hin, wenn sie am Graffiti vorbeigehen. Vollgesprühte Wände sind in der Dortmunder Nordstadt normal. Doch für die Hip-Hop-Szene ist diese bunte Mauer gleich hinter dem Pendlerparkplatz ein wichtiger Ort. „Das ist eine Erinnerung an den Rapper Mr. 187, der vor kurzem verstorben ist“, sagt Florian und schaut ein bisschen betreten auf den Boden. Er gehört der Graffiti-Szene an und kann die Botschaften an der Gedenkstätte entziffern: Manche schmal und hochgezogen, andere rundlich, einige sind kitschig verziert. Mr. 187 steht da in Dutzenden Schriften. Ein paar Künstlerinnen und Künstler haben noch ein RIP oder Never Forget für den verstorbenen Musiker ergänzt. Auch wenn er bereits lange sehr krank war, hat sein Tod Florian mitgenommen. „Hier in der Hip-Hop-Szene kennt man sich und beeinflusst sich gegenseitig“, erzählt er.

Im Ruhrgebiet hat sich seit den Achtzigerjahren eine lebendige Hip-Hop-Subkultur entwickelt. Dazu gehören neben Rap und Graffiti auch DJing und Tanz. Alle vier Elemente sind in den Siebzigerjahren in der New Yorker Bronx entstanden. Hip-Hop war die Ausdrucksform der Abgehängten, gab den Jugendlichen eine Identität und ein Ventil für ihre Energie. „Von New York aus schwappte der Hip-Hop dann in die ganze Welt“, erklärt Sina Nitzsche, Amerikanistin an

der TU Dortmund. Sie untersucht, wie sich Hip-Hop im Ruhrgebiet entwickelt hat. „Das Besondere an dieser Subkultur ist, dass sie in einem sehr begrenzten Raum entstanden ist, sich global verbreitet hat und dann im Lokalen wieder eigene Formen annimmt“, sagt die Kulturwissenschaftlerin.

Deshalb arbeitet sie mit anderen Hip-Hop-Forscherinnen und Forschern in Europa. Gemeinsam wollen sie die lokalen Szenen vergleichen. Seit März dieses Jahres gibt es ein offizielles Forschungs-Netzwerk, das sich regelmäßig austauscht – mit Dortmund als Zentrum. Von hier aus will Nitzsche die Forschung vorantreiben. Als rau und ehrlich beschreibt sie den Hip-Hop im Pott. „So, wie man auch über die Menschen hier spricht. Ganz wichtig sind der Lokalstolz und das Gemeinschaftsgefühl.“

Dieser Stolz auf die lokale Szene zeigt sich bei Florian deutlich. Er ist Anfang 30, zum Hip-Hop kam er als Jugendlicher. Die Musik brachte ihn zum Graffiti. „Die Farben, die Grafik, die Rebellion dahinter, das hat mich sofort gepackt.“ Graffiti ist – so wie er sie betreibt – eine illegale Leidenschaft, über die man in der Öffentlichkeit besser nicht spricht. Deshalb will Florian, der eigentlich anders heißt, hier anonym bleiben. Er versteht sich als Graffiti-Sammler.

In der Schulzeit begann er mit Freunden, diese Kunst im Ruhrgebiet zu do-

kumentieren. Ihre Fotos stellten sie auf eine eigene Website: Dickblockig. Der Name ist inspiriert von einem Rap-Song. Dort werden die Dortmunder Graffiti als „dick, blockig und voll erkennbar“ beschrieben. Dickblockig hat sich als Projekt längst einen Namen gemacht – und über 15 Jahre Graffiti-Szene festgehalten. „Wenn ich in der Stadt unterwegs bin, sehe ich sie wahrscheinlich ganz anders als 90 Prozent der Menschen hier“, sagt Florian. Denn wer die Sprache und Themen der Graffiti-Künstlerinnen und -Künstler kennt, kann die Stadt lesen – im wörtlichen Sinne. „Ich liebe einfach diesen Dortmund-Style, dieses Blockige und Plakative. Dafür sind wir sogar im Ausland bekannt.“

AN VIELEN BRÜCKEN FINDEN SICH HALBLEGALE GRAFFITI

Ginge es nach Florian, dann könnte die Stadt gar nicht bunt genug sein. Auf der Suche nach spannenden Graffiti zieht er schon mal einen ganzen Tag durch Dortmund. Häufig, erzählt er, folge er den Schienen. Dadurch komme man zu den guten Plätzen – wie einer alten Eisenbahnbrücke in Dortmund-Nette, die nur noch ab und an von einer Museumsbahn genutzt wird und ein beliebter Ort in der lokalen Kunstszene ist. Die Brücke gehört zu den Orten, die Florian als halb-legal bezeichnet. Hier werden die Graffiti geduldet. Im Gegenzug beschränken sich die Writer, so

nennen sich die Graffiti-Künstlerinnen und Künstler selbst, auf die Brücke und rühren umliegende Flächen oder Züge nicht an.

Im Graffiti gehe es immer darum, seine Spuren an so vielen Orten wie möglich zu hinterlassen, sagt Florian. „Deshalb werden Tags nie aussterben, auch wenn viele Leute sie für Schmierereien halten.“ Tags, also einfarbige Namenszüge, sind in Dortmund an vielen Wänden zu finden. Oft zeigen sie, welche Writer in einem bestimmten Viertel leben. Wer sich einen Namen machen möchte, sprüht weit über sein Wohnviertel hinaus. „All City zu sein oder direkt All Ruhrgebiet, das ist das Ziel“, sagt Florian. „Wenn du als Künstler erst respektiert wirst, malt auch keiner mehr über deine Bilder drüber.“ Generell gelte: Die Writer dürfen Bilder nur mit etwas Besserem übersprühen. Und wer das macht, hat das alte Graffito aus Respekt komplett zu „crossen“, also zu verdecken. „Eigentlich lustig, dass Vandalismus dann doch wieder ungeschriebenen Regeln folgt“, sagt Florian und lacht.

Bei seinen Touren durch die Stadt begegnen ihm immer wieder scenebe-

kannte Namen: Shark, Dozer, Herz, Screw, Thugs und Atom sind nur wenige davon. Ein Name wird in der Dortmunder Szene mit besonders viel Respekt ausgesprochen, und das ist Chintz. Es sind vor allem seine Arbeiten, die Florian damals für Graffiti begeistert haben. „Chintz war total produktiv, der ist durch die halbe Welt gereist und hat dort gesprüht“, erzählt der Graffiti-Sammler. Am fleißigsten war Chintz in seiner Heimat. Er ist für seine Vielseitigkeit bekannt und gilt seit Jahrzehnten als „All City“. Chintz hat seine Spuren überall in der Stadt hinterlassen. In Dorstfeld haben an den vielen Brücken ganz alte Bilder überlebt – von ihm und anderen Oldschool-Writeern. „Anfang der Neunziger wurde hier besonders aktiv gemalt“, sagt Florian.

DIE SUBKULTUR ERREICHT DIE BREITE MASSE

Die späten Achtziger- und Neunzigerjahre: Betrachtet man die Anzahl an Rap-Alben und Graffiti-Projekten, war das die Blütezeit des Hip-Hop im Ruhrpott. Die Subkultur erreichte schnell auch die breite Masse. Heute hat sich die Szene für eine neue Generation

geöffnet. Besonders beliebt unter Jugendlichen ist der Tanz. Hip-Hop und Breakdance sind in – und längst in den Tanzschulen angekommen. Dortmunder Crews treten international auf. Eine von ihnen ist die Soulya's Crew. Sie besteht aus fünf jungen Frauen, die über den Hip-Hop zusammengefunden haben. Ihre gemeinsame Geschichte beginnt im Dietrich-Keuning-Haus in der Nordstadt. Das Veranstaltungszentrum ist von außen so gar nicht hip-hop: Siebzigerjahre-Schick aus Backstein und grasgrünen Fensterrahmen. Talentierte Tänzerinnen und Tänzer laden hier fast jeden Abend zum offenen Training. „Ich habe schon vorher getanzt, auch Hip-Hop, aber hier habe ich mich sofort total wohlfühlt“, erzählt Soulya's-Mitglied Winett. Die 25-Jährige gehört zu den Gründungsmitgliedern der Crew. „Wir haben 2012 angefangen, zusammen zu tanzen. Wirklich kennengelernt haben wir uns dann 2013 – da haben wir nämlich spontan beschlossen, eine Straßentour zu machen. Wir wollten uns das Reisen durchs Tanzen finanzieren, und das hat auch ganz gut geklappt“, sagt sie. Drei Wochen war die Crew unterwegs, trat in Berlin, Nizza, Marseille, Paris und Amsterdam auf.

Aus der Reisegruppe sind mittlerweile Freundinnen geworden. „Ich habe gemerkt, dass die Leute hier total von meinem Schlag sind“, erklärt Winett. Sie ist in Frankfurt aufgewachsen und hat in Duisburg gelebt. Ihre Tanzkollegin Vivien hat vor ihrem Umzug nach Dortmund in verschiedenen NRW-Städten gewohnt. Beide sind sich einig: So gut wie in Dortmund hat ihnen die Stimmung noch in keiner anderen Stadt gefallen. „Die Hip-Hop-Szene hier ist ganz eng verbunden“, sagt Winett. „Gerade wir Tänzer sind vernetzt und unternehmen eigentlich ständig etwas zusammen. Aber auch mit den Musikern kann man Kontakte knüpfen. Die einzelnen Elemente des Hip-Hop sind viel



besser verknüpft als in anderen Städten.“ In Berlin etwa gebe es zwar eine größere Tanzszene, aber das gegenseitige Interesse zwischen der Tanz- und Rapszene oder auch zwischen den einzelnen Tanzstilen sei nicht so groß. Und Vivien sagt: „Man kann in Dortmund eben wirklich von einer Szene sprechen, die sich gegenseitig bedingt. Hier ist der Hip-Hop lokaler.“

DAS MITEINANDER MACHT HIP-HOP AUS

Die Szene hat ihre festen Treffpunkte. Zum Feiern geht es oft in die Großmarktschänke oder ins Oma Doris. Im Sommer tanzen die Soulya's im Westpark. Dabei geht es weniger ums Training, sondern viel mehr um Spaß und Freestyle. „Oft schauen viele Leute zu, und manchmal tanzen Kinder auch einfach spontan mit“, sagt Winett. „Ich finde es immer schön zu sehen, welche Faszination Hip-Hop auslösen kann.“

Die Begeisterung für den Hip-Hop auch den Jüngsten näherzubringen, ist beiden Frauen wichtig. Winett ist ausgebildete Gymnastiklehrerin und gibt regelmäßig Tanzkurse. Vivien arbeitet als Tanzpädagogin in einer Grundschule. „Hip-Hop schult die Konzentration und Motorik“, sagt sie, „und es geht noch darüber hinaus. Beim Hip-Hop geht es ja auch darum, einen eigenen Stil zu finden und sich selbst auszudrücken. Das kann ein Kind stärken und ihm helfen, seine Identität zu finden.“

Vivien sind die Werte wichtig, die in dieser Kultur geprägt wurden: Peace, love, unity and having fun. „Ich mag das Verständnis von Miteinander und Toleranz, das wir im Hip-Hop haben. Natürlich ist bei uns auch nicht alles perfekt, aber den Ansatz finde ich richtig“, sagt die Tänzerin. „Ich identifiziere mich damit – fast noch stärker als mit einer Nationalität. Wenn ich in eine fremde



Stadt fahre, erkundige ich mich oft zuerst, ob und wo es Hip-Hopper gibt.“ Ähnliches kennt auch Florian – nur dass er in neuen Städten nicht Tanzen geht, sondern Graffiti ausfindig macht. „Früher gab es noch mehr Rivalitäten zwischen den Writer-Crews. Da mochte man den Stil der anderen nicht oder hatte das Gefühl, dass die einem gute Orte streitig machen, und hat die andere Crew dann übersprüht.“ Mittlerweile gebe es auch in der Graffiti-Szene mehr Miteinander. Einmal im Sommer gibt es in einem Hinterhof an der Adlerstraße

den Backyard Jam, eine Party der Szene. Dann wird gerappt und getanzt und zwischendurch werden neue Graffiti an die Hauswände gesprüht.

In diesem Sommer wird ein frisches Graffito über den Backyard Jam wachen: An einem der höchsten Häuser ist ganz oben ein Schriftzug angebracht. Ein Chromblock in Schwarz-Weiß, plakativ, sauber, dicke Buchstaben – Dortmund Style. Mr. 187 steht dort zwischen den Dächern, in Gedenken an den verstorbenen Rapper.

ACH DU GRÜNE SIEBEN SYNÄSTHESIE

Musik klingt nach Zahlen, Buchstaben und Zahlen sind farbig und sie hat einen inneren Kalender – Lara ist Synästhetikerin. Bei wie vielen Menschen die Sinne so verknüpft sind, ist nicht erforscht. Warum Lara ihre Begabung manchmal hilfreich und manchmal lästig findet.

TEXTLEONIE KRZISTETZKO SYMBOLFOTOSDANIELA ARNDT ILLUSTRATIONKIRA HOOS

Eigentlich war alles wie immer, als Laras Schwester an ihrem Klavier übte. Hier spielte sie ein paar schiefe Töne, dort ein wenig zu laut. Doch plötzlich sagte die damals Fünfjährige, dass sie Farben sehe, wenn sie Musik höre. „Wie kann das sein?“, dachte die damals 14-jährige Lara. Bis dahin glaubte sie noch, dass es normal sei, Zahlen zu spüren, wenn man Musik hört. Heute weiß Lara: Sie ist Synästhetikerin. Ebenso wie ihre Schwester. Die mittlerweile 20-Jährige will nicht auf ihre Synästhesie reduziert werden. Deshalb möchte sie ihren Nachnamen hier nicht lesen.

SYNÄSTHESIEN HABEN VIELE AUSPRÄGUNGEN

Der Begriff Synästhesie steht für miteinander verbundene Sinneswahrnehmungen. Menschen, die diese Verknüpfungen besitzen, assoziieren beispielsweise Buchstaben mit Farben oder Worte mit Geschmäckern. Da die eigene Wahrnehmung für sie normal ist, wissen „viele Betroffene nicht, dass es ungewöhnlich

ist, eine Synästhesie zu haben“, sagt Dr. Gregor Volberg. Der Psychologe untersucht das Phänomen an der Universität Regensburg. Seit vier Jahren leitet er dazu ein Forschungsprojekt. Volberg hat in den letzten Jahren rund 50 Synästhetikerinnen und Synästhetiker untersucht.

Lara besitzt drei verschiedene Arten von Synästhesie, die unterschiedlich stark ausgeprägt sind. Sie sieht manche Buchstaben und Zahlen farbig, in der Fachsprache heißt das Graphem-Farb-Synästhesie. Diese Form ist bei ihr eher schwach ausgeprägt. Zahlen sieht sie farbiger als Buchstaben. Außerdem hat die 20-Jährige eine Time-Space-Synästhesie, eine Art inneren Kalender, in den sie rein- und rauszoomen kann. Am stärksten ausgeprägt ist bei ihr die Art der Synästhesie, bei der sie Zahlen spürt, wenn Musik ertönt.

„Es ist häufig der Fall, dass Synästhesien gemischt und mit unterschiedlichen Ausprägungen auftreten“, sagt Gregor Volberg. Auch innerhalb einer Art kön-

ne die Ausprägung unterschiedlich sein, sodass nicht jeder Buchstabe oder jede Zahl automatisch gleich stark mit einer Farbe assoziiert würde.

GESCHICHTSDATEN IMMER IM KOPF

Lara nutzt ihre Synästhesie, um „leichter durchs Leben zu kommen“, wie sie sagt. Ihre Time-Space-Synästhesie sei hierbei die nützlichste. Dadurch kann sie sich Daten schneller und effektiver merken. Da die Zahlen bei ihr außerdem stark gefärbt sind, prägen sie sich umso besser ein. „Das ist bei Geschichtsdaten, Erinnerungen und auch dem eigenen Terminkalender total praktisch“, sagt Lara, die Physik und Chemie in Mainz studiert.

„Es gibt möglicherweise einen leichten Gedächtnisvorteil für Synästhetiker, weil die zusätzlich assoziierte Farbe den Abruf der Informationen im Gehirn erleichtert. Man kann vermutlich nicht generell sagen, dass Synästhetiker im Alltag bessere Leistungen erbringen. Es

ist aber vorstellbar, dass sie besser in Situationen abschneiden, in denen ihr Gedächtnis benötigt wird“, sagt Gregor Volberg.

Musik nimmt in Laras Leben einen großen Platz ein. Sie ist Organistin, spielt Cello und Saxophon. Gregor Volberg erklärt: „In Untersuchungen wurde nach den Interessen der Betroffenen gefragt. Dabei kam raus, dass Synästhetiker ein größeres Faible für Musisches haben.“ Die Synästhesie hat Lara in ihrer Ausbildung zur Organistin geholfen. Hier war sie besonders gut in den Tonartprüfungen. Wenn sie einen Tonsatz hört, kann sie sich die jeweiligen Zahlen darunter schreiben und die dazugehörigen Noten ausrechnen. „Das ist zwar nicht Sinn der Sache, aber ziemlich effektiv“, sagt sie. Es gehe teilweise schneller, Noten in Zahlen aufzuschreiben. „Gerade für das Melodienhören war das praktisch.“

Wie viele Synästhesien es genau gibt, ist noch nicht erforscht. Immer wieder tauchen seltene Unterarten auf. „Es haben Menschen von exotischen Fällen wie

Geschmackssynästhesien berichtet, bei denen sie, wenn sie etwas Bestimmtes gehört haben, einen bestimmten Geschmack auf der Zunge gespürt haben“, erklärt Gregor Volberg. Auch sei von Synästhesien berichtet worden, bei denen Schwimmstile mit einer bestimmten Farbe assoziiert wurden. Davon, dass Synästhetikerinnen und Synästhetiker Zahlen hören wie Lara, hatte Gregor Volberg noch nicht gehört. Wegen der großen Bandbreite der Unterarten, sei das aber durchaus möglich.

ANGEBORENES PHÄNOMEN ODER LERNPROZESS?

Am häufigsten sei bislang die Graphem-Farb-Synästhesie untersucht worden, sagt Gregor Volberg. Diese Synästhetikerinnen und Synästhetiker sehen Buchstaben und Zahlen, sogenannte Grapheme, farbig. Zur Entstehung gibt es unterschiedliche Ansätze. Die meisten kommen, nach Angaben des Wissenschaftlers, aus den Neurowissenschaften. Zum einen könnten bei Synästhetikerinnen und Synästheti-

kern mehr neuronale Verbindungen zwischen den Gehirnarealen bestehen, in denen Zahlen oder Buchstaben verarbeitet werden ebenso wie zwischen den Bereichen, in denen Farben verarbeitet werden. „Die liegen nämlich genau nebeneinander im linken unteren Temporallappen“, erklärt der Experte.

Außerdem gibt es den Ansatz, dass Synästhesie auch immer eine Lernerfahrung beinhaltet. „Man kommt ja auch nicht auf die Welt und kann lesen und schreiben“, sagt der Psychologe. Es müsse also eine kulturelle Lernerfahrung sein, die die Verbindung zwischen den Graphemen und Farben herstelle. Diesbezüglich sei die Forschung im Vergleich mit der neurowissenschaftlichen Forschung allerdings noch nicht so weit. Synästhesien seien einigermaßen stabil und vom Kindesalter an gegenwärtig.

Volberg glaubt, dass die Fähigkeit zur Synästhesie zum Teil erlernt wird und zum Teil angeboren ist. „Die konkrete Zuordnung von Buchstaben oder Zahlen zu Farben wird sicher erlernt, da



Das Model auf den Fotos ist nicht Lara. Sie möchte anonym bleiben.



die Buchstaben ja auch erlernt werden müssen. Die Tendenz, so ein wahrnehmungsartiges Erleben zu haben, hat sicherlich auch biologische und neurologische Ursachen, die angeboren sind.“

In ihrer Familie ist Lara kein Einzelfall. Wie ihre Schwester ist auch ihr Bruder Synästhetiker. Er hat eine Time-Space- und eine Farb-Graphem-Synästhesie, so wie Lara. „Es gibt eine familiäre Häufung bei Synästhetikern. Das weist auf eine genetische Komponente hin“, sagt Volberg. Ob es so eine Vererbung tatsächlich gibt, könne man nicht genau sagen: Bisherige Studien hätten mit zu wenig Versuchspersonen gearbeitet.

Lara unterscheidet zwischen Geräuschen und Musik. „Ich definiere Stücke nicht als Musik, wenn ich dabei keine Zahlen empfinde. Das finde ich schrecklich. Diese Lieder mag ich nicht“, erzählt sie. So könne sie Musik im Radio teilweise nicht ertragen. Privat hört sie ausschließlich Klassik. Vor allem Bachs Musik und der „Barbier von Sevilla“ von Gioachino Rossini gefallen ihr. „Mit

zwölf Jahren habe ich die Ouvertüre im großen Orchester gespielt. Diese Melodie ist noch häufig in meinem Kopf.“

JEDE ZAHL HAT EINEN CHARAKTER

Noch vor ein paar Jahren hat Lara Buchstaben komplett in Farben gesehen, mittlerweile sieht sie fast nur noch Zahlen farbig. Ihre Lieblingszahl ist die 27: „Die Ziffer Zwei ist mittelrot und die Ziffer Sieben ist khakifarben wie Schlamm. Ich mag die 27 so gerne, weil ich das Gefühl habe, dass die Zwei die Sieben reinigt und das Schlammige aus ihr rauszieht.“ Lara hat eine enge Beziehung zu Zahlen: „Wie ein Ton einen Charakter hat, hat eine Zahl für mich auch einen. Jede Ziffer ist eine Farbe und jede Zahl ein Mischeindruck aus den Farben der Ziffern und Charaktere.“

Auf ihre Synästhesie habe noch niemand negativ reagiert. Dennoch habe es Situationen gegeben, in denen sie sich unwohl gefühlt habe. „Das waren Situationen, in denen ich das Gefühl

hatte, dass ich mich rechtfertigen oder erklären muss.“ Sie möchte nicht für „eigenartig“ gehalten werden. „Man kann Menschen noch recht leicht erklären, dass man einen strukturierten Kalender im Kopf hat. Aber wenn man ihnen sagt, dass man Zahlen hört, ist es, glaube ich, vorbei“, sagt sie. Außer ihren Geschwistern kennt Lara keine weiteren Synästhetikerinnen und Synästhetiker. Psychologe Gregor Volberg sagt: „Man muss berücksichtigen, dass Synästhesie keine klinische Qualität hat. Die Leute gehen nicht zum Arzt und wollen, dass ihnen die Synästhesie entfernt wird. Anders als bei Krankheiten hat man also kein gutes Bild darüber, wie häufig Synästhesien auftreten. Die Schätzungen liegen bei zwischen 0,1 Prozent und 5 Prozent der Menschheit.“

Lara hat das Gefühl, dass ihre Synästhesie immer schwächer geworden ist. Laut Volberg ist ein Verschwinden eher ungewöhnlich. Lara kann sich nicht vorstellen, wie es wäre, ohne Synästhesie zu leben. Es gibt ihr ein Gefühl von Sicherheit.

Der beste Sommer eures Lebens

Die Hälfte des Semesters ist geschafft. Zeit, um den Sommer einzuläuten und die Sorgen um anstehende Prüfungen zu verdrängen: Kino unter freiem Himmel und das Juicy Beats Festival verkürzen die Wartezeit bis zu den Semesterferien.

TEXTSARAH NIESIUS FOTOHOHMANN/SZCZEPANSKI & H&HPHOTOGRAPHICS



NACHT DER INDUSTRIEKULTUR

Was? Bei der „ExtraSchicht: Nacht der Industriekultur“ werden Fördertürme, Gasometer und Lohnhallen zu Bühnen der Metropole Ruhr. Mit eurer Eintrittskarte reist ihr mit Shuttlebus, Straßenbahn oder Kanalschiff von Spielort zu Spielort und erlebt Events rund um Street-Art, Musik, Theater, Poetry Slam und Comedy.

Wo? 22 Städte der Metropole Ruhr

Wann? 30. Juni, 18 bis 2 Uhr

Wie viel? 17 Euro / ermäßigt 14 Euro

Web? extraschicht.de

Wir verschenken drei mal zwei Freikarten an Kulturfans. Schreib uns auf facebook.com/kurtsowiedu

STREET-ART UND KULINARISCHES

Was? Bei der „Fuß-Tour Unionviertel“ erkundet ihr Geschichte und Kultur des Bezirks. Themenschwerpunkte sind dabei Graffiti-Kunst und Street-Art-Werke verschiedener Künstlerinnen und Künstler. Auf eurem Spaziergang durch den Dortmunder Westen kommt ihr an zahlreichen Imbissen und Restaurants vorbei, die auch die kulinarische Vielfalt des Viertels zeigen.

Wo? Startpunkt ist das Dortmunder U

Wann? 16. Juni und 21. Juli um 14 Uhr

Wie viel? 17 Euro / ermäßigt 12 Euro

Web? dortmund.de

Wir verschenken zwei Freikarten für einen der beiden Termine. Schreib uns auf facebook.com/kurtsowiedu

KINO UNTERM STERNENHIMMEL

Was? Auf der Seebühne des Westfalenparks baut das PSD Bank Kino auch in diesem Jahr wieder seine riesige Leinwand auf. Ab Mitte Juli erwarten euch Filme wie „Bang Boom Bang“, „Fack ju Göhte 3“ oder „Avengers: Infinity War“. Popcorn, Snacks und Getränke sorgen für echte Kinoatmosphäre unter freiem Himmel. Die Vorstellungen beginnen nach Einbruch der Dunkelheit.

Wo? Seebühne, Westfalenpark Dortmund

Wann? 18. Juli bis 26. August

Wie viel? Preise variieren zwischen 4 und 14 Euro

Web? psd-bank-kino.de

Wir verschenken fünf mal zwei Freikarten für eine Vorstellung deiner Wahl. Schreib uns auf facebook.com/kurtsowiedu

SAFTIGE BEATS IM PARK

Was? Das Dortmunder Juicy Beats zählt mittlerweile zu einem der größten Festivals für elektronische und alternative Popmusik in NRW. Zur 23. Auflage erwarten euch zwei Tage mit Musik auf mehr als 20 Bühnen und Floors. Feiern könnt ihr unter anderem mit Bands wie Kraftklub, 257ers, Editors, Feine Sahne Fischfilet und Drunken Masters.

Wo? Westfalenpark Dortmund

Wann? 27. und 28. Juli

Wie viel? 70 Euro zzgl. VVK-Gebühren

Web? juicybeats.net

Wir verschenken zwei mal zwei Tickets für das Festival. Schreib uns auf facebook.com/kurtsowiedu



Halb nackt im Eisschrank

Die einen sehnen sich das ganze Jahr nach warmen Temperaturen. Die anderen frieren freiwillig drei Minuten in einer Kältekammer, weil sich das positiv auf den Körper auswirken soll. Unser Autor Max hat sich hineingewagt.

TEXT MAX GROTE FOTO DANIELA ARNDT

Minus 85 Grad Celsius. Das klingt nicht nur ganz schön kalt, sondern für mich auch abschreckend. Bereits der Gedanke an eine kalte Dusche jagt mir Schauer über den Rücken. Doch ein Ausflug in die Kältekammer soll nicht nur ein besonderes Erlebnis sein, sondern auch sehr gesund, sagen Ärztinnen und Ärzte. Drei Minuten in der Kälte sollen etwa die sportliche Leistung, Ausdauer und Potenz steigern, Schmerzen lindern und Entzündungen hemmen. Die Betreiber versprechen außerdem eine straffere Haut. Schöner macht der Besuch also auch.

Seit März kann man sich davon im Vitaluxe am Phoenix-See selbst überzeugen. Laut Inhaber Robin Mayler ist die Kältekammer vor allem bei Leistungssportlerinnen und Leistungssportlern beliebt: Neben diversen BVB-Spielern komme auch Box-Weltmeisterin Christina Hammer vorbei. Was sollte mich da noch abhalten? Durchblutungsstörungen, unbehandelten Bluthochdruck und Herz-Rhythmus-Störungen habe ich nicht. Dann dürfte ich nicht in die Kammer, wie ich auf der Website des Studios erfahre.

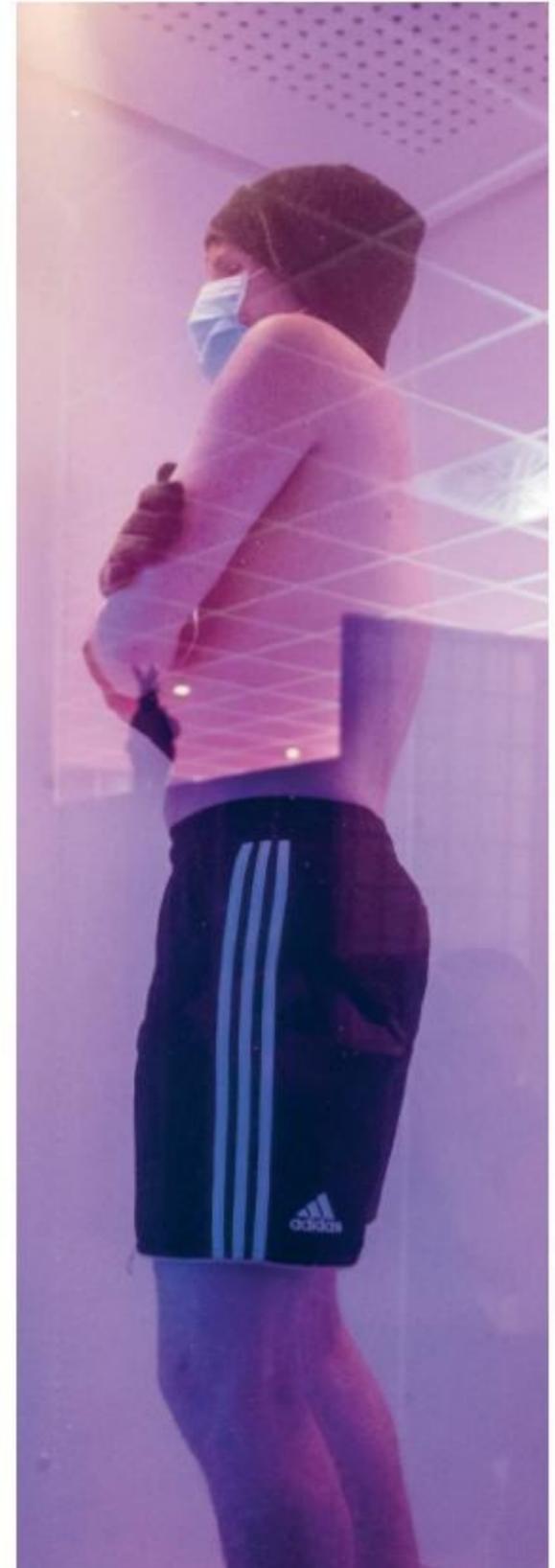
Als ich am Phoenix-See ankomme, nehmen mir Mayler und seine Kollegen in einem ausführlichen Gespräch letzte Zweifel: Es handele sich bei den Minus 85 Grad Celsius um eine trockene Kälte, die sich eher wie Minus 5 Grad anfühle. Trotzdem soll ich mich während der drei bis dreieinhalb Minuten stets in Bewegung halten, damit der Körper nicht auskühlt.

Bevor es losgehen kann, muss ich mich bis auf die Sporthose ausziehen. Zum Bewegen darf ich mir Musik aussu-

chen. Anschließend werde ich mit Pantoffeln, einer Mütze und Nasen- und Lippenschützern ausgestattet. Aus der Kammer kommt mir BVB-Spieler Mario Götze entgegen. Auch wenn ich es nie geglaubt hätte: Nun ist der Zeitpunkt gekommen, an dem ich buchstäblich in seine Fußstapfen trete. Der erste Kälteschlag trifft mich sofort.

Nach etwa zehn Sekunden gewöhne ich mich aber an die eisigen Temperaturen und beginne, meinen Körper auf den knapp zwei Quadratmetern in Bewegung zu halten. In der Kammer bin ich allein, über eine Glasscheibe kann ich im Notfall mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern kommunizieren. Nach der Hälfte der Zeit überrascht mich die Temperatur: Ich fühle mich, als würden meine Arme jeden Moment abfrieren, während mein Körper von innen noch ganz warm ist.

Gegen Ende betäuben die Minus 85 Grad auch meine Beine. Nach dreieinhalb Minuten wird die Dauerbeleuchtung in der Kammer zu einem Blitzlicht – ich muss raus. Die warme Luft prasselt auf mich ein, ich spüre, wie mein Körper durchblutet wird. Die Kleidung fühlt sich beim Anziehen an, als käme sie frisch aus dem Trockner und meine Haut prickelt wie eine Brausetablette im Wasser. Mit einem Mal bin ich hellwach – ein Gefühl, das den ganzen Tag hält.



Wo? Vitaluxe am Phoenix See, Rudolf-Platte-Weg 14, Dortmund
Wie? Vom Dortmunder Hauptbahnhof mit einer Regionalbahn oder der U41 zum Bahnhof Hörde, von da fünf Minuten Fußweg

Wann? Mo. bis Fr. 9 bis 20 Uhr, Sa. und So. 10 bis 16 Uhr (nach Absprache)
Wie viel? Beim ersten Mal kostenlos, danach Flatrate für 19,90 Euro pro Woche
Web? vitaluxe.de

Sudoku

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 8 | | 6 | | 7 | | | 3 | 1 |
| | 9 | | | | | 6 | | |
| 3 | 7 | | | | 5 | | | |
| | | | | 6 | 2 | 9 | 4 | |
| | | | 8 | | 1 | | | |
| | 4 | 2 | 3 | 9 | | | | |
| | | | 2 | | | | 6 | 7 |
| | | 5 | | | | | 1 | |
| 7 | 3 | | | 1 | | 4 | | 2 |

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 3 | | 2 | | 6 | | 8 | | 7 |
| 5 | | 6 | | 2 | 8 | | | |
| | 7 | | | | 3 | | 9 | |
| 6 | | 7 | | | | | | |
| | 3 | | | | | | 1 | |
| | | | | | | 7 | | 9 |
| | 8 | | 6 | | | | 4 | |
| | | | 2 | 8 | | 1 | | 3 |
| 1 | | 9 | | 3 | | 2 | | 8 |

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | 1 | | | 5 | |
| | 3 | 6 | 4 | | | 7 | | |
| 8 | | 5 | | | 7 | | | |
| 1 | | | 2 | 6 | | 4 | 3 | |
| | 6 | | | | | | 8 | |
| | 2 | 3 | | 8 | 4 | | | 7 |
| | | | 5 | | | 3 | | 6 |
| | | 8 | | | 1 | 5 | 7 | |
| | 5 | | | 2 | | | | |

Impressum

HERAUSGEBER

Institut für Journalistik, TU Dortmund

PROJEKTLEITERIN

Prof. Dr. Wiebke Möhring

REDAKTIONSLEITERIN

Sigrun Rottmann

REDAKTION

Uni-Center, Vogelpothsweg 74, Campus Nord, 44227 Dortmund

CHEFIN VOM DIENST

Julia Knübel

CHARMEUR VOM DIENST

Julius Kleiber

ADMINISTRATION & TECHNIK

Stephan Kleiber

REDAKTIONSASSISTENZ

Judith Wiesrecker

TEXTCHEFIN

Viktoria Degner

ILLUSTRATIONEN

Anja Hardt, Kira Hoos

FOTOREDAKTION

Daniela Arndt, Jessica Eberle, Judith Wiesrecker

LAYOUT & GRAFIK

Stephan Kleiber, Svenja Kloos, Anneke Niehues,
Sophia Sailer, Martin Schmitz, Laura Spilker

TEXTREDAKTION

Laura Baer, Jillian Bauer, Kimberly Becker, Judith Blania,
Jana-Sophie Brüntjen, Valentin Dornis, Jessica Eberle, Marie-Joëlle
Gallinge, Sarah Graupner, Max Grote, Rabea Gruber, Julia Hilgefert,
Leonie Krzistetzko, Tim Lievertz, Lydia Münstermann, Andreas
Neuhaus, Sarah Niesius, Lynn Osselmann, Riikka Pietilä, Britta Rööös,
Simon Ruic, Silas Schefers, Jana Wagner, Annemarie Zertisch

DRUCK

Lensing Druck GmbH & Co. KG
Feldbachacker 16
44149 Dortmund

Print  kompensiert
Id-Nr. 1872639
www.bvdm-online.de



44107

